

TRESORE OHNE INHALT ...

Warum wir uns keine halben Sachen erlauben können

Da steht der Geldtresor der Firma „Profit GmbH“, aber er ist leer. Schon lange, und das Konto auch. Welchen Sinn macht ein Tresor ohne Inhalt? Oder denken wir an Schmuckkästen. Da leuchten die Augen vieler Frauen. Aber leere Schmuckkästen? Ohne Juwelen? Die bringen nur Enttäuschung. „Halbe Sachen“ haben selten einen Wert. Eine halbe Brücke ist sinnlos und kein Pilot startet, wenn nur die halbe Triebwerkskraft zur Verfügung steht. Eine „halbe Liebe“ ist grausam und eine halbe Ehe ist keine Ehe ... Warum lassen wir uns eigentlich nicht zu einem vollen Leben mit Jesus Christus „hinreißen“? Warum verzichten wir nicht mit einem überlegenen Lächeln auf halbe Sachen und entscheiden uns für ein „ganzes“ Leben für Gott?

Wenn sich die Träume in nichts auflösen ...

Warum sollen wir denn für Gott leben? Warum arbeiten wir im Werk Gottes? Warum gibt es die vielen Dienstbereiche in unseren Versammlungen und Gemeinden? Warum treffen wir uns überhaupt vor Ort als Gemeinde? Warum das alles? Könnten wir nicht alles „einfacher“ haben?

Vor einiger Zeit kam ich mit einem jüngeren Mann ins Gespräch. Wir waren uns vorher noch nie begegnet. Ich traf ihn erst zufällig unterwegs auf einer Dienstreise. Ich hatte aber gar keine Chance diesem Mann auszuweichen, der mir spontan drei Stunden lang seinen ganzen Lebensfrust erzählt: Geschiedene Eltern, keine Arbeit, Kriminalität, Gefängnisarrest, Bewährungsstrafe, keinen festen Arbeitsplatz, pausenlos irgendwo in Deutschland auf Montage, enttäuscht von Menschen und Behörden, enttäuscht vom Leben ...

Immer wieder frage ich mich das während des Gesprächs. Wo kann ich einhaken, um etwas von Gott weiterzugeben? Kann man jetzt überhaupt etwas von Gott und seiner Liebe sagen? Klingt das nicht wie ein Hohn für diesen gescheiterten Menschen? Wo hat denn dieser Mann Gott in seinem Leben bemerkt? Wo war Gott, als er schon als Kind sich etwas stehlen musste, weil sein Vater nicht fürs Essen sorgte, sondern sich nur noch um seine neue Freundin kümmerte?

Nur ganz vorsichtig kann ich etwas von einem Leben mit Gott sagen. Vor und nach dem Tod!

Der große römische Politiker Cicero schrieb einmal, er wünsche sich, dass wir alle jung sterben könnten. Warum? Weil wir dann nicht mehr erleben müssten, wie unsere Hoffnungen und Ideale an der harten Realität zerbrechen.

Wie oft lösen sich die Träume der Menschen in nichts auf. Man sagte uns, dass der Erste Weltkrieg der sein würde, der allen Kriegen ein Ende macht. Es kam anders. Starke Worte, aber leere Worte. Ohne Inhalt.

Wenn wir einen Menschen auf den Mond schicken können, wurde uns gesagt,

können wir fast alles andere auch erreichen. Trotzdem gibt es Armut, Krankheit und Kriege. Viele junge Leute träumen heute von einer Welt, in der Ausbildung und eine gerechte Verteilung des Reichtums die Armut, Krankheit und den Krieg beseitigen. Auch dieser Traum geht nicht in Erfüllung ...

„Während vielen der Gedanke an den Tod zu schaffen macht, treibt andere eine viel tiefere Angst um – dass wir sterben könnten, ohne je gelebt zu haben.“

Ein bekannter Schriftsteller wurde einmal gefragt: „Was hätte man Ihnen schon mit sechzehn sagen sollen, von dem sie heute wissen, dass es wahr ist?“ Seine Antwort: „Ich wünschte, jemand hätte mir gesagt: Wenn du an die Spitze kommst, ist dort nichts!“

Wie wichtig wird da der Auftrag des Herrn Jesus an uns! Wie wichtig ist unser persönliches Leben, das auf Jesus Christus hinweist! Wie wichtig sind da lebendige Gemeinden! Die Welt hat sich radikal verändert und wir können uns weder ein unverbindliches noch ein in Formen erstarrtes Christentum erlauben! Die Zeit ist vorbei, wo sich Jugendgruppen vor Langeweile zu Grunde gelebt haben, oder Gemeinden durch tote Traditionen sich das eigentliche Leben nahmen.

Weichgespültes Christsein? Warum fehlt uns der Schwung?

Ich habe z.B. keine Lust zum Angeln. Gut, ich würde mal mitkommen, wenn das jemand unbedingt will, aber bitte mit einem guten Buch oder meinem Notebook. Und auch nur, weil es hinterher ein großen Fisch vom Grill gibt. Aber eigentlich habe ich kein Interesse, stundenlang vor dem Wasser zu sitzen. Meine Beziehung zur Sache fehlt, und das hat Folgen ...

Geht uns in unserem Glaubensleben die Beziehung zur Person und zur Sache mit der Zeit verloren? Auch, wenn es um die Arbeit in der Gemeinde geht? Brauchen wir eine permanente Erweckung?

Organisatorisch und methodisch können wir geistliche Probleme nicht wirklich lösen. Deshalb setzt Gott auch nicht bei diesen Dingen an.

Erweckung ist keine „Sache“, sondern ein Ereignis direkt in unserem Herzen. Erweckung schafft eine neue Liebe und Nähe zu Gott und eine Faszination für Jesus Christus.

Ein Mann, der engagiert für Jesus lebte

Paulus ist für mich ein faszinierendes Vorbild, wenn es um ein geistlich engagiertes Leben mit Jesus Christus geht. Bei Paulus können wir vieles entdecken:

Paulus konzentrierte sich auf Jesus. Er hatte längst einer sozialen Karriere und einer religiös-politischen Karriere „Auf Nimmerwiedersehen“ gesagt.

Paulus etablierte sich nicht gemütlich in einer Welt, sondern wir sehen ihn engagiert mit dem Evangelium durch die Welt rasen.

Paulus will alles haben, „ergreifen“, was Christus und Gott anbieten. Und er merkte dabei, dass es immer noch mehr gibt.

„Es gibt viele Christen, die darüber philosophieren, ob sie bereit wären, für Jesus Christus zu sterben. Dabei sind sie nicht einmal bereit, jetzt mit ihm zu leben!“

Schauen wir uns den Bibeltext genauer an: *Aber was auch immer mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Verlust gehalten; ja wirklich, ich halte auch alles für Verlust um der unübertrefflichen Größe der Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, willen, um desentwillen ich alles eingebüßt habe und es für Dreck halte, damit ich Christus gewinne und in ihm gefunden werde ... - ... nicht, dass ich es schon ergriffen habe oder schon vollendet bin; ich jage ,ihm‘ aber nach, ob ich es auch ergreifen möge, weil ich auch von Christus Jesus ergriffen bin ... - ... eines aber ,tue ich‘: Ich vergesse, was dahinten,*

Während vielen der Gedanke an den Tod zu schaffen macht, treibt andere eine viel tiefere Angst um – dass wir sterben könnten, ohne je gelebt zu haben.

strecke mich aber aus nach dem, was vorn ist, und jage auf das Ziel zu, hin zu dem Kampfpreis der Berufung Gottes nach oben in Christus Jesus. (Philipper 3,7-13)

■ Paulus schreibt:

Ich jage IHM nach ...

Ich: Paulus hatte sich entschlossen. Das kam nicht automatisch. Niemand zerrte Paulus zur Gemeinde und zur Missionsreise. Jesus Christus bettelte ihn nicht an, ob er mal 3 Stunden Zeit für ihn hat.

Ich: Paulus entscheidet sich für das Richtige und Bessere, weil er durchblickt. Er kennt das Leben ohne Gott und das Leben mit Gott. Darum ist seine Entscheidung so radikal.

Ich: Ich kann also für mein Leben entscheiden. Es ist sehr interessant, dass wir uns gerne selbst entmündigen, wenn

es um unser geistliches Leben geht. Sonst wissen wir schon, was wir wollen, und setzen das auch durch!

Da sagt jemand: „Ich will dafür beten, dass ich Jesus richtig nachfolgen will.“ Oder: „Ich hoffe, dass Gott es mir ermöglichen möge, das Richtige

Glauben wir wirklich, dass ein Leben mit Jesus das Allergrößte und Beste für uns ist?

zu entscheiden und zu tun ...“ Lassen wir doch diese billigen Ausreden, denn weil Christus in mir wohnt, kann ich in meiner neuen Persönlichkeit das Richtige wollen und tun. Sonst dürfte es in der Bibel keine Imperative, keine Aufforderungen geben: Handelt, tut, zieht an, zieht aus, legt ab, läuft, dient, kämpft und so weiter. Entweder hat uns der Teufel listig unsere Souveränität als erneuerte Menschen genommen oder wir verstecken uns hinter einer Schwäche, die keine Schwäche ist, sondern verkappter Egoismus und Ungehorsam.

■ Der zweite Aspekt ist:

Ich jage IHM nach ...

Paulus will nicht irgendwie als Nachfolger von Jesus leben. Er lebt Nachfolge intensiv, ohne Kompromisse.

Jagen, wie ein Wettläufer, der jeden Ballast wegwirft. Kaum wird ein Wettläufer seine Zeitung und einen MP3-Player mitschleppen ...

Jagen, das heißt, dass Paulus eine klare Zielvorstellung hatte.

Jagen, das ist die Konzentration auf das Ziel und verhindert einen Slalom

■ Der dritte Aspekt ist:

Ich jage IHM nach ...

- Es geht nicht um irgendetwas, sondern um Jesus, den Herrn.
- Es geht nicht um irgendjemand, sondern um den Höchsten.
- Es geht um Jesus Christus, von dem Paulus mehr als fasziniert ist.

Das einzig wirklich Wertvolle ist doch unser Glaube an Jesus.

■ Der vierte Aspekt ist:

Paulus will etwas und/oder jemand ergreifen, festhalten (wörtlich: überwältigen), weil er selbst von Christus Jesus ergriffen ist. Paulus hat einen klaren Willen und verfolgt strategisch mit höchster Intensität sein Ziel. Dabei merkt er, dass sein Herr, den er liebt, ihn selbst ergreift. Gibt es eigentlich etwas Größeres für einen Christen?

Jesus hat einen Plan für mein Leben, und

er möchte mich „ergreifen“ und „überwältigen“ und seine Hand auf mich legen, weil ich ihm gehöre!

Mir fehlen diese „Radikalbekehrungen“: Morgens Bekehrung, nachmittags Taufe, abends Gemeindestunde mit Mahlfeier und morgen Evangelisation am Arbeitsplatz oder Schule. Stattdessen sind „3-Jahres-Schwangerschaft mit Zangengeburt“ und 67 Jahre Brutkasten mit direktem Weg in den Himmel!?

Jesus auszuweichen: das ist der größte Fehler, die größte Dummheit und auch die größte Sünde, weil wir seine Liebe und Wünsche ignorieren.

Ich vergesse, was dahinten ...

Paulus hat ein neues Ziel: Jesus, und für ihn zu leben. Paulus hat ein neues Lebenskonzept und einen neuen Lebensalltag. Alles dreht sich um Jesus Christus.

Haben wir das vergessen?

Durch unser Leben soll sichtbar werden, was Jesus Christus am Kreuz erkämpft hat! In unserem Leben will Jesus triumphieren! Durch uns soll deutlich werden, dass Jesus Christus am Kreuz auf Golgatha den Satan, die Welt, den Tod und die Schuld und Sünde überwunden hat. Durch unser Leben soll deutlich werden, dass Menschen freiwillig und gerne Jesus Christus lieben, und aus Liebe alles, wirklich alles für Jesus geben, der sich für uns zu Tode geliebt hat.

Dein Leben hat eine heilsgeschichtliche Dimension. Weil du zu den ewigen Plänen Gottes gehörst, in einer ganz bestimmten Zeit mit einer exakten Aufgabe für Gott und Menschen zu leben. Das ist unser Adel, unsere Lebenserfüllung.

Dieter Ziegeler

Dieter Ziegeler war viele Jahre Jugendreferent der Christlichen Jugendpflege und ist jetzt einer der Schriftleiter der „Perspektive“.



:P

Rattenseele

Offenbar sind auch im Keller meiner Seele die Ratten des Grolls und der Rachsucht ständig anwesend. Nun liegt aber dieser Keller außerhalb des Bereichs meines bewussten Willens. Meine Handlungen kann ich bis zu einem gewissen Grad kontrollieren, doch über mein Temperament habe ich keine unmittelbare Kontrolle.

Wenn, wie ich schon sagte, es mehr darauf ankommt, was wir sind, als was wir tun, wenn also unser Handeln das entscheidende Zeugnis für das ist, was wir sind, dann folgt daraus: Die Veränderung, die ich am dringendsten brauche, kann ich nicht durch eigene, direkte, von meinem Willen gesteuerte Anstrengungen hervorbringen. Und das gilt auch für meine guten Taten. Wie viele von ihnen wurden aus dem richtigen Motiv heraus getan? Wie viele aus Furcht vor der öffentlichen Meinung oder aus dem Wunsch, sich hervorzutun? Wie viele aus einer Art Überheblichkeit oder Eigensinn heraus, die unter anderen Umständen ebenso gut zu einer sehr schlechten Handlung hätten führen können?

Aber ich kann mir nicht durch direktes sittliches Bemühen neue Motive schaffen. Schon nach den ersten Schritten im christlichen Leben erkennen wir, dass alles, was in der eigenen Seele getan werden muss, allein von Gott getan werden kann.

C.S. Lewis
aus: "Pardon, ich bin Christ"

Foto: aboutpixel.de

:GLAUBEN

DER ANKER HINTER DEM VORHANG

Wenn man in Wuppertal mit der Schwebbahn von Oberbarmen nach Vohwinkel fährt, passiert man zwischen den Haltestellen Loher Brücke und Völklinger Straße eine Kirche, deren Rückseite zum Wupperufer gerichtet ist. Von der sich über den Fluss schlängelnden Bahn hat man einen guten Blick auf die kleine Hinterpforte der Kirche. In großen roten Buchstaben ist oberhalb des Querbalkens zu lesen:

„Fest steht das Kreuz, mag auch der Erdball wanken.“

Es war Mitternacht, als Gott durch das Land Ägypten ging und das Todesgericht vollzog. Nur an jenen Häusern im Landesteil Gosen, an deren Türrahmen sich Lammesblut befand, ging das Gericht gnädig vorbei. Die Menschen hinter den rot getränkten Türeingängen verließen sich, was ihre Verschonung anging, ganz auf das durch Mose übermittelte Versprechen Gottes: „*Sehe ich das Blut, so werde ich an euch vorübergehen*“ (2. Mose 12,13).

Wenn nun ein Hausbesitzer der Meinung gewesen wäre, noch kurz vor Sonnenuntergang hinausgehen zu müssen, um auch die Türe selbst und alle Fensterrahmen mit Blut zu bestreichen, so hätte er das durchaus tun können. Allerdings hätte ihn dieses Unterfangen viel Zeit und Mühe gekostet und am Ende wäre sein Erstgeborener auch ohne seine eigene Sicherheitsergänzung verschont geblieben. Und hätte ein anderer Zweifler neben dem Blut des geschlachteten Lammes noch zusätzlich Schlösser und Ketten an Fenster und Türen angebracht, wäre auch das genauso überflüssig gewesen. Das nicht eintretende Todesgericht orientierte sich allein an Gottes Zusage: „*Sehe ich das Blut, so werde ich vorübergehen*“, egal ob hinter den Türen zagend gezittert oder zuversichtlich geglaubt wurde.

Wie mancher Christ stolpert verzweifelt durch sein Glaubensleben. Ruhe, Sicherheit und Gewissheit fehlen ihm. Er fühlt sich besser, wenn er das göttlich zugesagte Heil durch eigene Bemühungen zusätzlich abstützt.

Vergebung und Gotteskindschaft sind jedoch keinesfalls auf einer menschlichen Basis von Gefühlen und ergänzenden Beiträgen aufgebaut, sondern auf eine fundamental biblische Tatsache gegründet. Diese Tatsache ist das Werk Christi. Das Wunder von Golgatha reicht aus. Es ist vollbracht. Da ist nichts mehr hinzuzufügen. Wir sind mit Gott versöhnt durch seines Sohnes Tod, durch nichts sonst. Auf Men-

schenseite bleibt nur noch das „Geschenk“ der Gnade (Luther) glaubend anzunehmen. „Sola gratia“ (nur die Gnade) auf Seiten Gottes, „sola fide“ (nur der Glaube) auf Seiten des Menschen. „*Denn aus Gnade seid ihr errettet durch Glauben, und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus Werken*“ (Epheser 2,8.9). Der Blutpreis ist längst gezahlt, wer da will, erhält umsonst, ohne eigene Kosten und Bemühungen. Der Mühselige wird nicht durch Mühen selig, sondern nur, wenn er im Glauben zum Herrn Jesus kommt und seine Sündenlast bei ihm ablädt (Matthäus 11,28; Römer 3,24; Offenbarung 22,17).

Als der junge Augustinermönch Martin Luther noch mit der Frage rang, wie viel er dazu beitragen müsse, um ein Leben in der Gunst Gottes zu führen, war es Staupitz, der Generalvikar des Ordens, der den Umhergetriebenen auf die richtige Spur setzte. Später stellte Luther anerkennend fest, dass ihm durch Staupitz „zum ersten Mal das Licht des Evangeliums aufleuchtete“. Staupitz nämlich hatte dem ringenden Mönch geraten, statt zu grübeln, lieber glaubend auf Christus, den Gekreuzigten, und seine Wunden zu schauen.

„Glaube lebt nicht von dünner Luft, sondern von Fakten!“

„Glaube“, so Os Guinness, „lebt nicht von dünner Luft, sondern von Fakten“, und zwar von göttlichen Fakten. Deshalb bleibt für Johannes auch nicht die Spur eines Zweifelspielraums, wenn er in seinem ersten Brief unmissverständlich festhält, dass diejenigen, die an Jesus glauben, wissen können, dass ihnen ewiges Leben zugesprochen ist (1. Johannes 5,13). Nicht hoffen können, nicht davon ausgehen können, sondern wissen können. Seliges Wissen, Jesus ist mein.

Es wäre wohl wagemutig, ein solches Wissen-Können am menschlichen Mitwirken festzumachen. Das käme mehr dem Hausbau auf dem berühmt berüchtigten

sandigen Boden gleich. Wo ein solches Haus endet, ist hinlänglich bekannt.

Wem Golgathas Hügel nicht ausreicht und wer dann deshalb in sich selbst nach weiteren heilsergänzenden Möglichkeiten Ausschau hält, gleicht einem Kapitän, der den Anker seines Schiffes in das eigene Gefährt hinein versenkt und sich anschließend wundert, dass das Boot vollläuft und versinkt. Natürlich wirft jeder halbwegs gescheite Kapitän den Anker nach außerhalb des Schiffes.

Der Schreiber des Hebräerbriefes wusste genau, wohin er seinen Lebensanker geworfen hatte. Er kannte einen bleibenden und abgesicherten Ruheplatz. Einen Ankergrund, dem auch die Zweifelsstürme des Lebens nichts anhaben konnten, fand er nicht in sich, sondern an einem Ort jenseits der eigenen Person: „*Wir haben einen sicheren und festen Anker der Seele, der in das Innere des Heiligtums hineingeht, wo ... Jesus ... ist*“ (Hebräer 6,19.20). Der Bibelleser weiß, dass das Innere des Heiligtums gleichbedeutend mit Gott und seiner Gegenwart ist. Der Anker unseres Seelenheils ruht in der Person Gottes, in dem Herrn

Jesus. Wer wollte sich hinter den Vorhang des Allerheiligsten schleichen und unser Heil dort lösen? Wer wollte vor den Allmächtigen treten, um noch schnell weitere und zusätzliche

Befestigungshaken zu seiner Errettung an Gottes Thron anzubringen?

Wenn ich künftig in Unruhe und Ungewissheit bin, sollte ich den Blick von mir abwenden und nach Golgatha sehen, wo mein Lebensanker fest um das Kreuz geschlungen ist. Jeder Blick nach innen entmutigt mich, Blicke auf andere enttäuschen mich oft, nur der Blick zu dem Mann am Kreuz macht froh und gewiss. Statt zweifelnd die Vollkommenheit von Gottes Heilszusage zu hinterfragen, darf ich ihm für sein ausreichendes Opfer in Jesus danken. Wie einst um Mitternacht in Ägypten, lässt das Blut am Kreuz nun Gottes Gericht auch gnädig an mir vorbeiziehen. Selbst wenn der Teufel

versucht, mich zu ängstigen und Zweifel in mein Herz zu säen, kann er doch nicht einen Hauch an der Tatsache des vollgenügsamen Opfers Christi ändern. Auch er hat den Ruf gehört: „Es ist vollbracht!“

Darauf verlasse ich mich im wahrsten Sinne des Wortes. Ich ver-lasse mich. Ich trete aus mir aus. Aus meinen schwankenden Gefühlen des „Ich meine, ich hoffe, ich gehe davon aus, es wird wohl so sein.“ Ich lasse mich und verlasse mich und trete ein in die sichere Gewissheit hinter dem Vorhang, wo mein Heil zeitlos abgesichert ruht. J. A. Rothe dichtete: *„Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält: Wo anders als in Jesu Wunden? Da lag er vor der Zeit der Welt, der Grund, der unbeweglich steht, wenn Erd' und Himmel untergeht.“*

Die Frage ist, ob ich Gott so vorbehaltlos vertraue oder ob ich ihn durch meine Zweifel zum Lügner machen will. Brace kommentiert zu Recht, wenn er mit Blick auf 1. Timotheus 1,12 (*„Ich weiß, wem ich geglaubt habe.“*) herausstellt, dass „unser Glaube eine versagende Größe“ bleibt und es daher gut ist, dass Paulus nicht schreibt „wie ich geglaubt habe“, sondern „wem ich geglaubt habe“. Die Errettung hängt definitiv nicht von der Stärke oder Schwäche meines Glaubens und den damit verbundenen Eigenbemühungen ab, sondern ausschließlich von der Stärke Gottes und seinem Heilshandeln.

Der Feind mag mich angreifen – fest steht das Kreuz! Ich mag zweifeln und grübeln – fest steht das Kreuz! Durch alle Stürme, Wogen und Wellen hindurch läuft mein Auge die Ankerkette entlang und sieht den Anker in Jesu Herz und Händen auf ewig eingeschlagen.

:P

Martin v.d. Mühlen

Martin von der Mühlen (Jg. 1960), verheiratet, zwei Töchter, ist Oberstudienrat in Hamburg. Dort unterrichtet er die Fächer Englisch und Religion und ist im Bereich der Schulorganisation tätig.



Literatur:

1. Brace, C.A.: I know whom I have believed. In: Choice Gleanings Calendar. John Ritchie Ltd. Kilmarnock, Scotland: o.J.
2. Cutting, G.: Sicherheit, Gewissheit und Genuss. Christliche Schriftenverbreitung, Hückeswagen: o.J.
3. Haan, Richard W. De: Kann man es wirklich wissen? – Gewissheit des Heils. Missionswerk Wort des Lebens, Berg: 1989.
4. Rang, Martin: Biblische Geschichte. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen: 1968/20, SS. 18-20.
5. Kammer, Albert von der: Sicher in Jesu Armen. Christliche Verlagsgesellschaft, Dillenburg: 1989.
6. Modersohn, Ernst: Was Jesus mir bedeutet. Verlag der Liebenzeller Mission, Lahr: 1993, S. 130.

DIE ZWEITE MEILE ...

„Wenn einer von dir verlangt, eine Meile mit ihm zu gehen, dann gehe zwei Meilen mit ihm!“ Jesus Christus.

„Onkel“ Baillo kam eines Tages zu uns und erzählte uns folgende Geschichte: Seine Frau hätte vor einem halben Jahr einige Säcke Erdnüsse gekauft. Die Säcke würden in einem Dorf kurz hinter Koba liegen (wo auch immer das sein mochte). Bisher waren sie jedoch aus Mangel an Beförderungsmitteln nicht von dort nach hier gelangt. Ob ich nicht mit ihm den kurzen Ausflug machen könnte ...

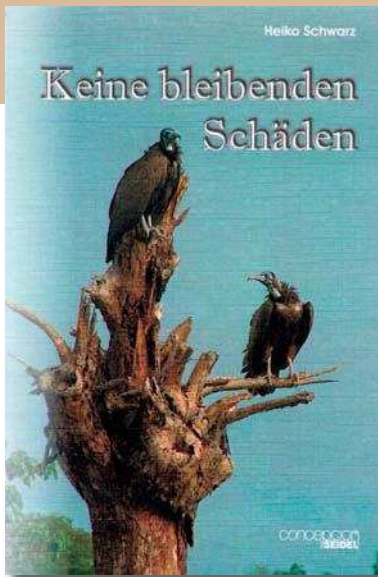
Nun ist ein Freund ein Freund. Und Guineas Straßen sind Guineas Straßen. Zu diesem Zeitpunkt fuhren wir immer noch im geborgten Landrover durch die Prärie. Da uns jeder Privatkilometer eine moderate „Kilométrage“ kostete, begann in meinem Kopf der Taschenrechner anzuschlagen. Als guter Deutscher machte ich Baillo folgende Rechnung auf: „Wenn die Erdnüsse weniger wert sind als 30.000 Guinea-Franc, ist es günstiger für mich, dir das Geld in die Hand zu drücken und die Erdnüsse dort im Dorfe Wurzeln schlagen zu lassen.“ Als guter Guineer antwortete er: „Ich brauche aber die Erdnüsse. Selbst wenn du mir das Geld gibst. Und die sind bestimmt mehr wert. Glaub ich. Vielleicht.“ Ich überschlug die Entfernung: Er hatte gesagt, das Dorf läge kurz hinter Koba. Das machte 50 Kilometer. Könnte knapp hinlaufen. Also Kopf und Taschenrechner aus, stattdessen Herz und Motor an.

Nach einer reichlichen Stunde erreichten wir Koba. „Sind wir bald da?“ – diese Standardfrage eines quengeligen Mitfahrerkindes schwebte ungesagt zwischen uns. Wir waren nicht da. Nicht mal bald. Einige Kilometer hinter dem Nest hieß der Onkel mich die Straße verlassen und einer „Straße zweiter Kategorie“ folgen. Das waren seine Worte. Ich hielt an und suchte diese Straße. Ich fand sie nicht. Mit viel Fantasie war eine Schneise im Dschungel zu erkennen. Vielleicht war da mal vor zwei Jahren ein alter Truck lang gefahren. Egal. Dort ging es lang – dort fuhren wir lang. Wir tuckerten im ersten Gang mit halber Schrittgeschwindigkeit. Als wir nach einer Stunde anhielten, um den ersten Baum zu fällen, wurde ich misstrauisch. Die Straße war zum Trampelpfad mutiert.

Mein Gleichmut war der Verärgerung des Zurückhaltenden gewichen. „Wir sind fast da!“, versuchte Baillo mich zu beruhigen. Das hoffte ich auch, denn mittlerweile behauptete die Tankanzeige, dass es dringend nötig wäre, dem Auto eine Dieselfüllung zu verpassen. Wenn man die Zeit damit verbringt, auf einem horizontalen Elbsandsteingebirge entlang zu holpern, benötigt ein Vierradantrieb eben etwas mehr Stoff. Ich war gleichzeitig damit beschäftigt, äußerlich ruhig zu bleiben, ins Lenkrad zu beißen und Stoßgebete gen Himmel zu schicken.

Nach anderthalb Stunden im ersten Gang erreichten wir, mit fast leerem Tank, eine





Auszug aus dem Buch
„Keine bleibenden Schäden“
Conception Seidel 2007,
186 Seiten, Kt., EUR 9,95
ISBN 978-3-933750-99-0

Abdruck mit freundlicher
Genehmigung.

:LEBEN



Foto: S. Fries, pixelio.de

Ansammlung von Hütten. Fünf Stunden zu Fuß und 35 Kilometer von der nächsten Chance, Kraftstoff zu kaufen, entfernt. Die Leute dort lebten ziemlich isoliert, wie das Nichtvorhandensein von Kleidung und die alten Lehmruindhütten zeigten. Selbst „Onkel“, der wahrhaftig nicht aus einer Metropole kam, wirkte im Vergleich zu ihnen wie ein Neureicher.

Nachdem wir eine Stunde auf dem Dorfplatz gesessen und mit dem Chef des Dorfes geplauscht hatten, machten wir uns auf die Suche nach den Gütern unseres Begehrens. Onkel Bailo hatte von „ein paar Säcken“ gesprochen. Als ich im Dämmerlicht des Speichers die Unmengen von Erdnuss- und Reissäcken vor mir liegen sah, begann ich, Bailos Zählvermögen stark anzuzweifeln. Für den Transport dieser Reserven, die selbst Joseph im alten Ägypten neidisch gemacht hätten, würden wir die Transportflotte eines Onassis benötigen. Und das, obwohl zwei Säcke von den Dörflern eigentumstechnisch umgelagert worden waren. Mundraub - oder Lagergebühr.

Irgendwie schafften wir es trotzdem, Bailos Eigentum im Inneren und auf dem Dachgepäckträger des Geländewagens zu verstauen. Der Wagen wirkte wie ein dreijähriger Junge, dem man einen Zementsack auf den Kopf gepackt hatte. Leicht überfordert. Daran verschwendete ich allerdings nur wenige Gedanken. Mein innerer Countdown tickte. So schlugen wir die Einladungen zu Wasser

und Reis aus und machten uns auf den Rückweg. Neben dem leeren Tank, der mich auf dem Fahrersitz herumzappeln ließ, begann jetzt auch noch die Kupplung Gerüche zu verbreiten. Und das im robustesten Geländewagen der Welt. Das behauptet zumindest Landrover. Und weil ich mit dem Austauschen einer Zündkerze schon an meine Limits als Automechaniker komme, blieb mir nur, Petitionen himmelwärts zu senden. Welche es - auf welche Weise auch immer - schafften, die Gerüche schrittweise abzustellen. Der Nachmittag war mittlerweile weit fortgeschritten. Langsam begann ich, mich mental darauf vorzubereiten, die Nacht in dieser lauschigen Umgebung zu verbringen, während „Onkel“ ein paar Flaschen Diesel besorgen ginge ...

Eine Affenherde machte sich lustig über uns. Die hatten gut lachen. Ich war kurz vorm Explodieren. Doch anstatt auf die Urschreitherapie zurückzugreifen, ging ich bei den Gebeten in den zweiten Gang. Es funktionierte! Mit den letzten Tropfen im Tank ritten wir in Koba ein. Natürlich gab es hier keine Tankstelle. Wenn ich diese Stadt „Stadt“ nenne, dann bedeutet das nur, dass die fünf Hütten einen Bürgermeister hatten. Lange Rede, kurzer Sinn: Wir fanden keinen Diesel. Es gab nur Benzin in alten Schnapsflaschen. Was uns nicht wirklich weiterhalf. Als wäre das noch nicht genug, zog sich der Himmel immer mehr zu und kündigte die Mutter aller Gewitter an. Schöne Aussichten.

Schließlich, am Ende unserer Weisheit, wurden wir von einer Frau angesprochen, die unsere Suche mitverfolgt hatte. Sie bot uns, gegen einen kleinen Aufpreis natürlich, zwanzig Liter Diesel an. Lang lebe der guineische Schwarzmarkt! Ein bisschen Handeln, ein bisschen Diskutieren, und der Kauf war perfekt. Während noch die letzten Tropfen des Kraftstoffs aus dem gelben Öltank in unseren Tank flossen, krachte der erste Donnerschlag. Wir flüchteten uns in die Fahrerkabine und schwammen heimwärts, den Weg mehr tastend als sehend. Ein paar Stunden später kamen wir an und verstaute im strömenden Regen die Säcke in Bailos Hütte. Durchnässt und müde war ich mir nicht sicher, ob ich mich über die sichere Ankunft freuen sollte - oder über die ganze Fahrt ärgern. Was wollte mich dieser Tag wohl lehren? Vielleicht dies:

**„Der Wert eines Sacks
Erdnüsse liegt im
Auge des Betrachters.“**

Heiko Schwarz

Heiko Schwarz (Jg. 1973) stammt aus Halle und arbeitet mit seiner Frau Romy zur Zeit mit Christliche Fachkräfte International in Guinea/Westafrica.



Foto: aboutpixel.de



WER IST EIN CHRIST?

Ein kurzer Gang durch die Kirchengeschichte

Auf den ersten Blick scheint diese Frage unspektakulär. Ein Christ ist ein Christ, also einer der an Jesus Christus glaubt und ihm nachfolgt. So einfach könnte das sein. Aber an der Fülle von Begriffen um den Christen herum wird deutlich, dass die Frage offensichtlich doch nicht ganz so leicht zu beantworten ist. Da gibt es Namenschristen, laue Christen und Scheinchristen. Es gibt nicht wiedergeborene Christen, wiedergeborene Christen und echt wiedergeborene Christen, so genannte „Glinuse“: Gläubige in unserem Sinn. Es gibt erweckte, bekehrte,

hingeebene, vollmächtige und viele weitere Varianten von Christen und Beinahe-Christen. Und dann treffen wir noch auf die zahllosen konfessionellen Unterscheidungen: evangelischer Christ, katholischer Christ, orthodoxer Christ – sind sie wirklich alle Christen? Wer so viel differenzieren muss, hat offensichtlich ein Problem. Es scheint gar nicht so leicht zu sein, einen Christen als Christen zu erkennen.

Auf der Suche nach der eigenen Identität

Nun könnte man der Auffassung sein, dass ein Blick in die ersten christlichen Gemeinden eine schnelle und einfache Antwort bereithalten müsste.

Wer sollte besser wissen, wer ein Christ ist als die ersten Christen? Aber das Neue Testament belehrt uns eines anderen. Die aus dem Judentum kommenden Jesunachfolger mussten erst lernen, sich überhaupt als Christen zu verstehen. Zunächst haben sie sich als Juden empfunden, die Christus als verheißenen und gekommenen Messias erlebten und nun in seine Nachfolge getreten waren. Erst die Auseinandersetzung mit ihren jüdischen Zeitgenossen und die für die meisten zunächst misstrauisch beäugte Ausweitung des Glaubens in die heidnische Umwelt gaben ihnen eine neue und eigene Identität: Sie wurden – zuerst in Antiochien und als Fremdbezeichnung! – Christen genannt (Apostelgeschichte 11,26). Langsam wurde klar: Jude ist Jude und Christ ist Christ. Die Spannung zwischen judenchristlichen und heidenchristlichen Gemeinden ließ schnell die Frage aufkommen, wer ein „echter“ Christ ist. Die hitzig geführte Debatte der Apostel brachte im Endergebnis die Einsicht, dass allein der Glaube an Jesus Christus konstituierend für das Christsein sein kann. Die Einhaltung jüdischer Sitten ist kein verpflichtendes Glaubensmerkmal aller, auch und besonders nicht der aus dem Heidentum kommenden Glaubenden (15,1-21). Dass man in der ersten Chris-



Foto: SFC, fotolia.de

tenheit auch Namenschristentum kannte oder wie beispielsweise Jakobus um eine im Alltag nachweisbare Glaubenspraxis rang (Jakobus 2,17: *Glaube ohne Werke ist tot!*), ändert nichts an der Tatsache, dass Christen an ihrem Glauben an Jesus Christus und ihrer Hingabe an ihn schnell und eindeutig zu erkennen waren.

Klare Grenzen

An dieser Situation änderte sich in den ersten drei Jahrhunderten zunächst wenig. Weil der römische Staat Christen immer stärker unter Druck setzte und dann ab 250 n. Chr. in drei großen Verfolgungswellen reichsweit bedrohte, musste man schon sehr genau wissen, ob und warum man Christ werden bzw. bleiben wollte. Die Konfrontation führte zu einer klaren Identität: Christen sind Menschen, die der Lehre dieses am Kreuz hingerichteten Jesus von Nazareth folgen, sich auf seinen Namen taufen lassen, dadurch einen gegenüber der Gesellschaft erkennbar anderen Lebensstil führen; sie sind zur Not bereit, dies mit dem Opfer ihres Lebens zu besiegeln. Dem Problem falscher Lehre und mangelndem Glaubensverständnis trat man durch eine Probezeit vor der Gemeindeaufnahme,

durch Katechumenen-Unterricht und ein Glaubensbekenntnis, das bei der Taufe abzulegen war, entgegen. Die anschließende erstmalige Teilnahme am Abendmahl markierte augenfällig, dass jemand nun als wahrhaftiger Christ gelten konnte. Irrlehrer wie der selbst ernannte Endzeitprophet Montanus aus dem 2. Jahrhundert wurden aus der Gemeinde ausgeschlossen; ihre Lehre und Praxis disqualifizierte sie als wahre Christen.

Die Kraft der Sakramente

Der Schock, dass viele Christen während der großen Verfolgungen ihren Glauben verleugnet hatten, und die Tatsache, dass es mit der Anerkennung des Christentums durch Kaiser Konstantin im Jahr 313 ungefährlich, ja sogar opportun geworden war, sich als Christ zu bekennen, fingen an, die Situation deutlich zu verändern. Die Maßstäbe für das Christsein wurden gelockert. Die äußere Zugehörigkeit zur Kirche gewann gegenüber der inneren festen Verwurzelung im Glauben zunehmend mehr an Bedeutung. Gestützt wurde diese Entwicklung durch ein verändertes Verständnis des Sakraments. Die bloße Teilnahme an Taufe und Abendmahl genügte, um am göttlichen

Gnadenstrom Anteil zu haben. Deshalb konnten nun endgültig auch Kinder getauft werden. Abgesehen von der Missionstau- fe an Erwachsenen markierte somit die Kindertaufe den Anfang des Christseins. Es folgten die spätere Belehrung, die beim Einzelnen zu ganz unterschiedlicher Intensi- tät der Hingabe an Christus führen konnte und häufig in Namenschristentum endete, und die Teilnahme am gottesdienstlichen und sakramentalen Geschehen. Diese be- dauerliche Entwicklung hin zu einem immer größeren Anteil an Namenschristen wurde von vielen mit großer Sorge verfolgt und mit Eifer bekämpft. Viele Frustrierte son- derten sich in monchischen Gemeinschaften ab, um wenigstens dort ein „echtes“ Christ- sein leben zu können. Aufzuhalten war der allgemeine Trend aber nicht mehr. Der Kirchenvater Augustin stellt daher Anfang des 5. Jahrhunderts realistisch fest, dass die sichtbare Kirche Jesu ein nicht zu entmi- schendes Gemenge aus wahren Christen und Namenschristen darstellt.

Im Schoß der Kirche

Die katholische Theologie und Praxis im Mittelalter baut auf diesen Veränderungen nach der so genannten Konstantinischen

Wende auf. Die von daher entwickelte Lehre der Taufwiedergeburt erklärt jeden zum Christen und zum Träger des Heiligen Geistes, der die Taufe empfangen hat. Eine persönliche Hinkehr zu Gott und die Unterordnung unter seine Gebote und Ordnungen sind zwar wichtig, aber eben kein primäres, sondern sekundäres Kennzeichen des Christseins. Die bloße Zugehörigkeit zur Kirche und die gehorsame Unterordnung unter ihre Autorität gewinnen in der Praxis mehr Bedeutung als der persönliche Glaubensvollzug. Auch wenn die meisten germanischen Völker über die Gefolgschaftstreue zu ihren Herrschern mehr oder weniger freiwillig zum Christentum übertraten, zeigt die besonders von Karl dem Großen praktizierte Zwangstaufe, dass Christsein nicht mehr Endpunkt in einem persönlichen und freiwilligen Entscheidungsprozess ist, sondern ein äußerer Akt der Unterordnung. Es ist deshalb richtig, an dieser Stelle nicht von Evangelisation, sondern von Christianisierung zu sprechen. Die frühe katholische Mission hat die Praxis der Zwangstaufe – nicht ohne Protest auch aus den eigenen Reihen – dann im 16. Jahrhundert in überseeischen Kolonien eingesetzt. Auf diese Weise wurden beispielsweise in Lateinamerika binnen kürzester Zeit Menschen massenweise zu „Christen gemacht“. Die mittelalterliche Kirche ging davon aus, dass jeder Getaufte als Christ zu betrachten ist. Er kann ein guter oder ein schlechter Christ sein, er kann zur Reinigung des unzulänglichen Lebens lange Zeit im Fegefeuer verbringen müssen oder am Ende sogar sein Seelenheil verlieren. Wenn er aber getauft ist und sich der Kirche und mit ihrem sakramentalen System unterordnet, ist er zunächst als Christenmensch anzusprechen. Auch wenn sich die katholische Kirche seit jener Zeit in vieler Hinsicht deutlich verändert hat, hält sie bis heute an der Lehre der Taufwiedergeburt fest. Die Faktizität des Christseins steht nicht in Frage, über die Qualität des Christseins kann gesprochen werden.

Der Glaube macht's

„Wer ist ein Christ?“ Diese Frage beherrscht auch die Auseinandersetzungen

der Reformationszeit. In Ablehnung des katholischen Sakramentsbegriffs erklärt Martin Luther den Glauben des Einzelnen zum wesentlichen Faktor der Christwerdung. Die bloße Teilnahme am Sakrament macht noch keinen Christen. Erst der Glaube, der die von Gott angebotene Gnade bewusst ergreift, ermöglicht die von Gott geschenkte Rechtfertigung und das neue Leben. Wer diesen Glauben weigert, ist ein Namenschrist, der keinen Anteil am göttlichen Heil besitzt. Damit wertet Luther die innere Zugehörigkeit zu Christus höher als die formale Zugehörigkeit zur Kirche und gibt dem von Gott geweckten persönlichen Glauben wieder seine neutestamentliche Vorrangstellung. In der Praxis musste Luther am Ende seines Lebens allerdings ernüchternd feststellen, dass auch viele Protestanten ein veräußerlichtes Christsein führten und sich ebenso fälschlich auf die Selbst-Wirksamkeit der Sakramente stützten wie die katholischen Altgläubigen. Er klagt: „Gebt mir eine Hand voll Menschen, die mit Ernst Christen sein wollen.“

Glaube und Taufe

Diesem Ziel näher kommen wollte die Täuferbewegung, die gleichzeitig mit und als Kind der Reformation entstand und der es inhaltlich weniger um die Taufe, sondern um die reine, d. h. aus tatsächlich Glaubenden bestehende Gemeinde ging. Die Inkonsequenz, persönlichen und willentlichen Glauben für das Christsein verbindlich zu erklären und gleichzeitig an der Kindertaufe festzuhalten, sowie die in der Praxis meist fehlende Gemeindezucht und Abgrenzung zu Namenschristen führten zu einem neuen Ansatz: Ein Christ ist ein Mensch, der auf die Gnade Gottes bewusst und willentlich mit Glauben antwortet und dies zusätzlich durch das Bekenntnis der Glaubenstaufe nach außen hin bezeugt. Ein solcher Mensch gliedert sich in die Gemeinschaft der Heiligen ein und lebt ein erneuertes Leben, das durch Kirchenzucht hinterfragbar ist. Die Reformatoren lehnten dieses Verständnis des Christseins ab, weil sie in der Glaubenstaufe einen Angriff auf die alleinige Gnade Gottes sahen und sie vor allem ein Auseinanderfallen der Ge-

sellschaft in Erwachsene getaufte Christen und ungetaufte erwachsene Nicht-Christen befürchteten – eine für die damalige Zeit beängstigende, für uns heute selbstverständliche Vorstellung. Orthodoxe Kreise des Luthertums griffen die problematische Lehre der Taufwiedergeburt daher später wieder auf und definierten Christsein erneut vom Kern her von der durch die Kindertaufe empfangenen Mitgliedschaft an der Kirche. Diese Auffassung ist bis heute in der Evangelischen Kirche zu finden und wurde in der jüngsten gemeinsamen Erklärung der Lutherischen Kirchen mit der Katholischen Kirche als gemeinsame Basis festgehalten.

Die Wiederentdeckung der Wiedergeburt

Einen Neuanfang in der Frage, wer als Christ anzusehen sei, brachten die innerkirchliche Erneuerungsbewegung des Pietismus im 17. und 18. Jahrhundert und die Erweckungsbewegungen im 19. Jahrhundert. Das Unbehagen über die oberflächliche Kirchenfrömmigkeit und der aufkommende Individualismus ließen die Frage nach einer ernsthaften Bekehrung aufkommen. Philipp Jakob Spener erklärte, dass man nur durch eine Bekehrung und die daraufhin von Gott geschenkte Wiedergeburt zum Christen würde. Von seinem eigenen Erleben geprägt, formulierte August Hermann Francke die klassische Bekehrungstheologie des Pietismus und der Erweckung. Zu einer Bekehrung gehören 1. Sündenerkenntnis 2. Buße bzw. Bußkampf, 3. Ergebung an Gott, 4. Heilsgewissheit, 5. überschwängliche Freude. Strittig war, wie intensiv Buße und Bußkampf zu denken waren. Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf hielt auch eine „Minuten-Bekehrung“ für möglich, die keine lange Zeit des inneren Ringens erforderte, sondern auch eine plötzliche und spontane Hinkehr zu Christus für möglich ansah. Strittig war ebenfalls die Frage, ob diese Bekehrung auf ein genaues Datum fixierbar sein musste oder ob sie auch den Endpunkt eines längeren und unauffälligeren Prozesses darstellen konnte. Fest stand auf alle Fälle: Ein Christ ist ein Mensch, der eine bewusste Bekehrung erlebt und die von Gott geschenkte Wie-

dergeburt erfahren hat. Die Anerkennung der Kindertaufe oder die Forderung einer auf die Bekehrung folgenden Glaubenstaufe ändert nichts an der Tatsache, dass das Christenleben mit der Bekehrung seinen Anfang genommen hat.

Der große Aufbruch: born again

Die folgenden Erweckungsbewegungen des 19. Jahrhunderts und die heutige evangelikale Bewegung haben das im Pietismus formulierte Bekehrungsverständnis im Wesentlichen aufgegriffen. Die „Großen“ wie Moody, Finney, Spurgeon, Graham sind Zeugen einer Predigt, die zur Bekehrung aufruft und ein „born again“ (wiedergeboren) als Anfang des Christseins vor Augen malt. In Freikirchen ist es üblich, die bezeugte Bekehrung (nicht notwendig auch die vollzogene Glaubenstaufe) als Voraussetzung einer Gemeinademitgliedschaft zu erwarten. In Statistiken evangelikaler Prägung (z. B. in Johnson: „Gebet für die Welt“) wird die Zahl der Christen folglich in zwei unterschiedlichen Ziffern gemessen: Wiedergeborene, evangelikale und damit „echte“ Christen und nominelle Christen, die zwar äußerlich einer christlichen Kirche angehören, aber (vermutlich) keine Wiedergeburt erlebt haben und daher „Ziele“ missionarischer Arbeit sind. Auch die Pfingstkirchen haben dieses pietistische Bekehrungsverständnis übernommen; allerdings halten die klassischen Gruppierungen dieser Bewegung eine nachfolgende zweite Erfahrung – meist „second blessing“ (zweiter Segen) oder „Geistestaufe“ oder „Völlige Heiligung“ genannt – für nötig, in der die Fülle des Heiligen Geistes einen durch seine Bekehrung aber schon tatsächlichen Christen erst in eine höhere Stufe der Vollkommenheit und Vollmacht führt.

„Wer immer strebsam sich bemüht ...“

Diesem pietistisch-evangelikalen Begriff des Christseins wird von verschiedenen Seiten widersprochen. Die offizielle Theologie der Großkirchen vertritt in der Regel eine Theologie der Taufwiedergeburt oder

erklärt die Taufe in irgendeiner Form doch als Beginn des Christseins, auch wenn die Taufe nur als eine Art „Gutschein“ verstanden wird, der später vom Heranreifenden eingelöst werden muss. Außerdem wird seit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts die christliche Ethik in den Vordergrund gestellt, sodass Christsein wesentlich am Bemühen um ein „anständiges Leben“ gemessen wird. Für Lessing war das Ringen um Wahrheit wichtiger als die Wahrheit selbst und „dogmatische Spitzfindigkeiten“ wie auch die Lehre von Bekehrung und Wiedergeburt verstellten nur den Blick für die eigentliche Aufgabe des „wahren“ Christentums: die Veredlung des Menschengeschlechts. Goethe konnte deshalb jeden erlösen, der sich „strebsam bemüht“, und das Bürgertum des 19. Jahrhunderts erklärte jeden zum Christen, der an einen guten Vatergott glaubte, anständig lebte, sich für Volk und Vaterland einsetzte und ansonsten alle religiöse Extreme mied. Die moderne Soziologie, die den Wahrheitsgehalt einer Weltanschauung nicht bewertet, sieht in jedem Menschen einen Christen, der sich dem christlichen Wertesystem verpflichtet und/oder sich einer christlichen Benennung zugehörig weiß. In einer Zeit verfallender Werte und eines „Kampfes der Kulturen“ freue ich mich allerdings auch als evangelikal geprägter Christ über jeden Menschen, der seine christlichen Grundwerte in unsere Gesellschaft einbringt. Gleichzeitig wünsche ich ihm, dass er durch eine persönliche Gotteserfahrung zum Christusnachfolger und damit zum eigentlichen Christsein findet. Dankbar bin ich, dass Gott mich in meinen Unzulänglichkeiten als Christ dennoch liebt und dass nicht ich, sondern er entscheidet, wer zu ihm gehört. Das bewahrt mich vor vorschnellen Urteilen und vor Überheblichkeit. Gott allein kennt die Herzen aller!

Wolfgang Klippert



Wolfgang Klippert ist Lehrer für Kirchengeschichte, Neues Testament und Homiletik an der Bibelschule Wiedenest. Er ist verheiratet mit Dominique, die beiden haben zwei Kinder.



:LEBEN

DIE ALTE STUTE

Wie Erfahrung das Leben vieler retten kann

Es war in einem der letzten Sommer. Es hatte den ganzen Tag über geregnet, aber als Gewitter aufzogen, spitzte sich die Lage dramatisch zu. Aus einem ruhigen Bach in der Dorfmitte wurde ein brauner Strom, der unerbittlich alles mitriss, was in seinen Weg kam.

Seiner Gewalt fiel so manche Wohnungseinrichtung, so mancher PKW zum Opfer.

Außerhalb der nahen Stadt, da standen etliche Pferde zusammen – verängstigt aneinander geschmiegt. Das Wasser reichte ihnen schon bis ans Schienbein. Wie sollte der junge Bauer sie in Sicherheit bringen? Diese hochsensiblen Tiere würden sich vor Angst nicht wegbewegen lassen.

Der Wert dieser Pflegepferde war jedoch enorm hoch und er musste sie retten, bevor sie in Panik gerieten, sich verletzten oder gar umkommen könnten.

In seiner Not kam dem Bauern eine Idee.

Er sattelte eine alte Stute und ritt mit ihr zu den verängstigten Tieren. Das beruhigte sie und zögernd folgten die Tiere langsam, ihre Angst überwindend.

Wenn sie geht, dann passiert uns nichts. Wir vertrauen ihrer Erfahrung – mag ihnen ihr Pferdeinstinkt gesagt haben. Ohne das tapfere Vorgehen dieser alten Pferdedame wären Tiere, Besitzer und Bauer sicher in arge Nöte und Verzweiflung gekommen.

Natürlich konnte diese alte Pferdedame keine Rennen mehr bestreiten. Natürlich war sie langsam und gebrechlich geworden, aber ihr ruhiger Schritt wurde jetzt als Orientierung, als Erfahrung für die jungen schnellen Tiere gebraucht.

Was können wir aus diesem Beispiel lernen?

Nachlassende Beweglichkeit bedeutet niemals Unbrauchbarkeit! Die alte Stute stand zwar meistens im Stall, sie bekam ihr Gnadenbrot, aber für ihren Besitzer war sie genauso wichtig und wertvoll, wie die edlen Jungtiere, die für Zucht und Rennen

zum Einsatz kamen. Das zeigte sich im entscheidenden Moment des Ringens um Leben und Tod.

Erfahrung im Lebensalltag, Wissen um einen Gott, der durchträgt, das sind Dinge, die viele ältere Menschen erlebt und erfahren haben. Informationen mögen veralten, Methoden sich überholen, aber wenn der Glaube tiefe Spuren im Verhalten von Menschen gelegt hat, wird es immer wieder Gelegenheiten geben, um es einzubringen. Erfahrung zählt.

Weder in der Natur noch bei Gott gibt es altes Eisen.

Wir wollen dankbar sein, wenn wir alte, erfahrene Menschen um uns haben,

- die den Luxus der Gelassenheit leben dürfen,
- die Zeit haben zum Zuhören,
- die gern mit Rat den Jüngeren zur Seite stehen,
- die sich aber auch die Zeit nehmen zum Beten.

Wer keine alten, glaubenserfahrenen Menschen kennt, an die er sich wenden kann, der darf in die Bibel schauen. Dort werden Männer und Frauen beschrieben, die Gott in allen Lebenslagen vertraut haben, auch in schwierigen. Oftmals werden sie als Glaubenshelden bezeichnet, als eine Wolke von Zeugen, die uns leiten will.

Besonders in Tagen des Zweifels dürfen wir Trost in der Tatsache finden, dass ein Leben mit Gott zwar angefochten, aber dennoch erfüllt ist. Diese Männer und Frauen haben es uns vorgelebt, dass es sich lohnt, Gott in allem zu vertrauen.

Ähnlich wie es die Tiere erlebten, die im Moment der steigenden Wasser-

flut der Erfahrung der alten Stute trauen durften, die sicher voranging, so können wir mit Jesu Hilfe ans Ziel kommen. Wir dürfen Weisung in der Schrift suchen.

Im Hebräerbrief lesen wir: „Deshalb lasst

nun auch uns, da wir eine so große Wolke von Zeugen um uns haben, jede Bürde und die uns so leicht umstrickende Sünde ablegen und mit Ausdauer laufen den vor uns liegenden Wettlauf, indem wir hinschauen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens, der um der vor ihm liegenden Freude willen die Schande nicht achtete und das Kreuz erduldet und sich gesetzt hat zur Rechten des Thrones Gottes. Denn betrachtet den, der so großen Widerspruch von den Sündern gegen sich erduldet hat, damit ihr nicht ermüdet und in euren Seelen ermattet!“ (12,1-3)

Dass uns Männer und Frauen im Glauben vorangegangen sind, um so für nachfolgende Generationen in mancher Hinsicht den Weg zum Leben zu zeigen, erfüllt mit Dank und Motivation, es ihnen gleich zu tun.

Die Freude über die alte Stute war groß an jenem Abend. Der junge Bauer konnte den Besitzern seiner Pflegepferde ins Auge sehen, die edlen Tiere waren gerettet. Uns allen sollte diese im Lahn Dillkreis tatsächlich geschehene Geschichte eine tief anrührende Botschaft sein.

Heinz-Otto Beimdieke

Heinz-Otto Beimdieke ist Seelsorger des Christlichen Altenheims in Lützel. Er ist verheiratet mit Hildegund, die beiden haben zwei erwachsene Töchter.



Nachlassende Beweglichkeit bedeutet niemals Unbrauchbarkeit!

VON INNEN NACH AUSSSEN!

WORAUF ES GOTT IN MEINEM LEBEN ANKOMMT

Woran machst du deine Bekehrung und dein Christsein fest? Woran beurteilst du einen anderen Christen? Nach welchen Kriterien stufst du andere Christen oder eine Gemeinde ein? Welche Prioritäten hat Gott für unser Leben; worauf legt Gott wirklich wert? Was hältst du von der Aussage: „Gott sind Äußerlichkeiten völlig egal, er sieht allein das Herz an!“?

Hand aufs Herz! Beurteilen wir nicht andere Christen und Gemeinden oft auf den ersten äußeren Blick?

Da sitzt in einer Gemeinde, in der ich zum Predigt dienst eingeladen bin, vorne am Tisch ein Mann mit Pferdeschwanz und Mickey-Maus-T-Shirt. Naja, denke ich, das ist sicher ein Fremder, der sich dorthin verirrt hat, oder er ist von einem anderen Gemeindeglied mitgebracht worden und kennt die Gepflogenheiten dieser Gemeinde noch nicht. Ich stecke ihn also in Gedanken in die Erfahrungsschublade „Ungläubiger/Gemeindefremder“. Als er aber dann ein Lied vorschlägt und anschließend betet, schlagen meine Gehirnströme Purzelbäume: Wenn ich meine Augen geschlossen halte und ausschließlich auf den Inhalt des Gebetes achte, kann ich nur mit vollem Herzen „Amen“ darauf sagen, denn ich sehe in das Herz eines aufrichtigen und hingeebenen Bruders. Öffne ich aber meine Augen, passen meine gängigen Gemeinde-

schubladen nicht mehr ...

Bei meiner anschließenden Predigt über Apostelgeschichte 11,19-26 beleuchte ich die Unterschiede der in der Gemeinde in Antiochien zum Glauben gekommenen Menschen. Welch ein zusammengewürfelter Kreis von Geschwistern mag das gewesen sein: Menschen, die in einer der sittenlosesten Städte der damaligen Welt lebten, einer Großstadt und Weltmetropole, die geprägt war durch die multikulturellen und ethnischen Hintergründe der Bevölkerung. Juden, Griechen, Römer und Syrer mit all ihren unterschiedlichen Gewohnheiten und Gebräuchen, mit ihren verschiedenen ethischen Vorstellungen und kulturbedingten Sitten und Riten. Welche Sprachen wurden dort gesprochen, wie verständigte man sich, welche Lieder wurden gesungen, in welcher Melodik und mit welchen Instrumenten gestalteten sich ihre Zusammenkünfte als Gemeinde? Doch bei allen möglichen Unterschieden wurden gerade in dieser Stadt die Gläubigen zuerst „Christen“ genannt. Warum wohl? Waren sie so gekleidet wie der Herr Jesus oder seine Jünger? Ich vermute eher, dass ihr Verhalten und ihr Wesen dem des Christus entsprachen und sie deshalb diesen Namen bekommen haben.

Wie kann man die Gnade Gottes sehen?

Ich entschlöße mich im Stillen, beim anschließenden gemeinsamen Gemeindegottesdienst mit dem Bruder mit Pferdeschwanz zu unterhalten, um zu erfahren, wie er zum Glauben gekommen ist. Dabei erlebe ich das, was damals in Antiochien Barnabas erlebte, als er zum ersten Mal diese bunte

Gemeinde besuchte: „*Er freute sich, als er die Gnade Gottes sah!*“ (Apostelgeschichte 11,23). Warum? Kann man Gnade Gottes sehen? Und wie sieht man sie? Wahrscheinlich erkennt man sie nicht auf den ersten Blick, indem man vom Äußeren auf das Innere Rückschlüsse zieht. Dadurch entstehen vielmehr Vorurteile und falsche Denkschubladen. Wenn ich aber höre oder miterlebe, wie ein Mensch zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesus kommt, wenn ich einen Blick in das Herz eines Menschen tun kann und seine tiefe Liebe zu seinem Herrn erkenne, komme ich ins Staunen über die Gnade Gottes im Leben von Menschen. Ob wir diesen Blick wieder neu lernen müssen? Ob wir unsere Schubladenbrillen nicht absetzen müssen und unseren Herrn um seinen Blick für Menschen bitten müssen? Wann hast du das letzte Mal die Gnade Gottes in deiner Gemeinde gesehen? Wann bist du das letzte Mal zum Staunen über die errettende Gnade gekommen? Und wann hast du das letzte Mal andere in dein Herz schauen lassen, damit sie deine tiefe Liebesbeziehung zu deinem Herrn erkennen konnten? Ob wir nicht auch hier neu lernen müssen, uns in unseren Gemeinden füreinander zu öffnen? Wenn wir uns als Geschwister einer Gemeinde einander öffnen und anvertrauen und damit am persönlichen Glaubensleben des anderen Anteil nehmen können, werden wir miteinander vertrauter werden und über die Gnade Gottes im Leben unserer Geschwister zum Staunen kommen.

Sieht Gott allein dein Herz?

Wenn ich nun an dieser Stelle einen Punkt machen würde, wäre die Schlussfolgerung: Dann kommt es überhaupt nicht auf

*Wenn wir uns
als Geschwister
einer Gemeinde
einander öffnen
und anvertrauen
und damit am
persönlichen
Glaubensleben
des anderen
Anteil nehmen
können, werden
wir miteinander
vertrauter werden
und über die
Gnade Gottes
im Leben unserer
Geschwister
zum Staunen
kommen.*



Äußerlichkeiten an. Gott sieht allein das Herz an und das Äußere ist völlig uninteressant. Ist das aber wirklich so?

Nun, zum Ersten: Es ist tatsächlich ein grundsätzliches Prinzip Gottes, das sich von unserem menschlichen Empfinden diametral unterscheidet: „*Der Mensch sieht auf das Äußere, aber der Herr sieht auf das Herz!*“ (1. Samuel 16,7). Gott beurteilt uns Menschen nach unserem Herzen, da er davon ausgeht, dass, wenn sich der Kern verändert, sich auch (wenn auch mit der Zeit) das Äußere verändern wird. Wir Menschen ziehen dagegen von dem äußeren Anschein eher Rückschlüsse auf das Innere. Das aber führt zwangsläufig zu einer heuchlerischen Gesetzlichkeit, da man bemüht sein wird, den äußeren Schein zu wahren – „Was sollen denn die Geschwister von mir denken?“ – unabhängig vom wirklichen Herzenszustand.

Das erste Gebot

Deshalb sagt Gott bereits im ersten Gebot: „*Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Verstand und aus deiner ganzen Kraft*“ (2. Mose 20,1).

Erst danach folgen die weiteren Gesetze und Anweisungen, die das Zusammenleben und das Verhalten der Menschen regeln. Der Herr Jesus bestätigt diese Priorität Gottes in Markus 12,30 ausdrücklich, wenn er sagt, dass dieses das wichtigste Gebot ist, dem dann das andere folgt „*und deinen Nächsten wie dich selbst*.“ Daran, so sagt er, hängen das ganze Gesetz und die Propheten.

Das Innerste der Stiftshütte

Das gleiche Prinzip finden wir bei der Beschreibung der Stiftshütte veranschaulicht. Als Gott Mose auf dem Berg einen Blick in den Himmel tun lässt und ihm das Muster des Heiligtums zeigt, gibt er die Bauanweisungen dazu in dieser Reihenfolge: Vom Inneren zum Äußeren. Er beginnt mit der Bundeslade im Allerheiligsten, dem Platz also, wo Gott mit Mose reden wollte bzw. er durch die Vermittlung des Hohepriesters dem Volk am großen Versöhnungstag Versöhnung schenken wollte. Der Thron Gottes also inmitten seines Volkes,

das sichtbare Zeichen seiner Gegenwart im Haus Gottes, ist der innerste Bereich. Erst danach beschreibt er die übrigen Gegenstände des Heiligtums, den Bau des Hauses und die Geräte des Vorhofs (vgl. 2. Mose 24 ff). Und in der Folge kommen dann die ganzen Gebote und Verhaltensnormen für die Israeliten im 3. Buch Mose.

Daraus will uns Gott sicherlich klar machen: Es kommt mir zuallererst auf deine Beziehung zu mir an, ich wünsche mir deine innige Liebe. So drückt es auch der Hebräerbrief im Hinblick auf den Herrn Jesus aus, wenn er aus Psalm 40,7-9 zitiert: „*Schlachtopfer und Opfergabe hast du nicht gewollt ... an Brandopfern und Sündopfern hast du kein Wohlgefallen gefunden. Da sprach ich: Siehe, ich komme ... deinen Willen zu tun, mein Gott, liebe ich und dein Gesetz ist tief in meinem Innern*“ (Hebräer 10,5-9).

Wen oder was liebst du?

Was würde deine Frau sagen, wenn du an ihr nur ihre korrekte Kleidung liebst, wenn du nur alle Konversationsregeln und höflichen Verhaltensweisen einhalten würdest, wenn du allen Aufgaben als Ehemann pflichtgetreu nachkommen würdest, ihr sogar jede Woche einen dicken Blumenstrauß per Fleurop zukommen liebst, aber keine tiefe Liebesbeziehung zu ihr hättest?! Würde sie sich nicht danach sehnen, deine ehrliche und offene Liebe zu ihr zu erleben. (Übrigens: Wann hast du zum letzten Mal deiner Frau gesagt, dass du sie von Herzen liebst?) Unserem Herrn geht es um dein Herz, um deine Liebe zu ihm! „*Gib mir, mein Sohn, dein Herz!*“ (Sprüche 23,26).

Deshalb war David ein Mann nach dem Herzen Gottes, obwohl er nicht ohne gravierende Fehler und Sünden war. Aber sein Herz brannte für seinen Gott und er machte keinen Hehl daraus. Oft hat man in den Psalmen den Eindruck, dass David regelrecht in Gott verliebt gewesen ist: „*Ich liebe dich, Herr, meine Stärke!*“ (Psalm 18,2). Auch Asaph kennt diese innige Beziehung zu seinem Gott: „*Wen habe ich im Himmel? Und außer dir habe ich an nichts Gefallen auf der Erde!*“ (Psalm 73,25).

Brennt dein Herz für Jesus?

Kannst du dich an die erste Zeit deines Verliebtseins erinnern? Du hattest keine anderen Gedanken mehr, sehntest dich danach, dem Geliebten/der Geliebten nahe zu sein, überlegtest dir, wie du ihr/ihm Freude machen könntest, beschäftigtest dich mit ihren Wünschen und Gedanken, um sie/ihn mehr und mehr verstehen zu lernen. Daraus wuchs die Liebe, und aus der Sehnsucht der Liebe erwuchs der Wunsch, alles zu tun, was dem anderen gefallen würde. Darauf setzt auch unser Herr. Er wirbt um deine Liebe zu ihm, weil er weiß, je mehr deine Liebe zu ihm wächst, wirst du auch bestrebt sein, das zu tun, was ihm gefällt. Du wirst dich mit seinen Gedanken in seinem Wort, seinem Liebesbrief an dich, beschäftigen, um verstehen zu lernen, was seine Wünsche sind. Das ist die rechte Motivation unserer Nachfolge und die Triebfeder, aus der heraus wir ein Leben für unseren geliebten Herrn führen werden. Dann werden wir auch in unserem Äußeren danach fragen, was ihm gefallen mag. Und wir werden es gerne tun ohne zu fragen, wie denn wohl die anderen Menschen in unserer Umgebung darauf reagieren werden. Die Liebe zu unserem Herrn ist der sicherste Schutz gegen Heuchelei und Gesetzlichkeit.

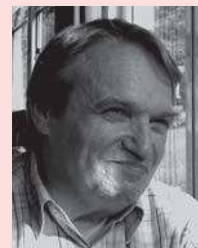
Hast du mich lieb?

Der Herr Jesus fragte Petrus am See Tiberias: „*Liebst du mich?*“ (Johannes 21,16). Was antwortest du ihm darauf, wenn er dich fragen würde? – Herr, schenke mir ein stets brennendes Herz der ersten Liebe zu dir!

Eberhard Platte

:P

Eberhard Platte ist pensionierter Grafik-Designer und Mitältester in der Gemeinde. Er ist im Reisedienst der Brüdergemeinden, sowie Autor mehrerer Bücher. Er ist verheiratet und hat 4 Kinder & 7 Enkel.



BEKEHRUNG

– ANFANG EINES NEUEN LEBENS

Für viele Christen ist es selbstverständlich von Bekehrung zu sprechen. Stellt sie doch den Beginn des neuen Lebens im Glauben an Jesus Christus dar. Sie ist von so entscheidender Bedeutung, dass es nicht verwundert, wenn Menschen sich genau an das Datum ihrer Bekehrung erinnern. Dementsprechend ist auch der Sprachgebrauch. Wir sprechen davon, uns bekehrt oder uns für Jesus entschieden zu haben.

Ein Blick in das Neue Testament zeigt uns, wie wichtig das Thema der Bekehrung für Jesus und die Apostel gewesen ist. Schauen wir darauf, wie sie von Bekehrung sprachen, hilft es uns zu verstehen, was genau Bekehrung ist, wie sie stattfindet und welche Bedeutung sie für das neue Leben im Glauben hat.

1. Der Sprachgebrauch

Der Aufruf zur Bekehrung ist gleichbedeutend mit dem Ruf zur Umkehr. Es sind im Neuen Testament vor allem zwei Begriffe, die für das Thema der Bekehrung bzw. Umkehr von Bedeutung sind. Beide verbindet eine inhaltliche Nähe. Das Wort Buße bzw. Buße tun (griech. metanoein) und allgemeiner, Bekehrung bzw. sich bekehren (griech. epistrephein). Gerade der Begriff „Buße“ wie er von der Elberfelder- oder Lutherübersetzung gebraucht wird, ist heute eher missverständlich. In ihm schwingt zu sehr die Bedeutung „Strafe“ im Sinne von „für etwas büßen“ mit. Daher ist

die Übersetzung etwa der Guten Nachricht, die metanoein mit „umkehren“ übersetzt inhaltlich treffender. Es entspricht der Aussageabsicht der Verfasser. Betrachtet man die Umkehrpredigt Jesu und der Apostel, wird das ganz deutlich.

2. Umkehr und Bekehrung in der neutestamentlichen Verkündigung

Der Ruf zur Umkehr ist das verbindende Element aller neutestamentlichen Verkündigung. Matthäus schildert die Predigt Johannes des Täufers mit: „*Kehrt um! Denn das Reich der Himmel ist nahe gekommen*“ (Matthäus 3,2).

Dieser Ruf zur Umkehr wird wörtlich von Jesus aufgenommen (Matthäus 4,17). Es findet jedoch eine entscheidende Änderung statt. Johannes wies in seinem Dienst immer auf den nach ihm Kommenden – den erwarteten Retter – hin. Er rief nie nach einer Umkehr zu sich auf. Dies ist der entscheidende Unterschied in der Verkün-

digung Jesu. Denn sein Ruf zur Umkehr, angesichts der nahe herbeigekommenen Herrschaft Gottes, ist ein Aufruf zur Hinwendung zu sich selber. Denn die Herrschaft Gottes im Leben eines Menschen, ist nur durch die Person Jesus möglich. Dies wird z.B. an den vielen Stellen deutlich, in denen Jesus auf die Notwendigkeit der Nachfolge hinweist. Als er zum ersten Mal von seinem Tod und seiner Auferstehung spricht, die er als Tod und Auferstehung zugunsten der Menschen versteht, betont er die Nachfolge mit den Worten: „*Wenn jemand mir nachfolgen will, verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf und folge mir nach*“ (Matthäus 16,24). Das Aufnehmen des eigenen Kreuzes ist die Antwort auf das Kreuz Jesu, das er für uns auf sich nahm. Die Umkehr, von der Jesus spricht, ist daher eine Hinwendung zu sich, bei der ein Mensch den Tod Jesu und die daraus entstehende Vergebung für sich beansprucht. Diese Hinwendung beinhaltet die Abkehr vom alten, von der Sünde gekennzeichneten Leben. Denn diejenigen,

die das Kreuz Jesu, d.h. seinen Tod und seine Vergebung für sich beanspruchen, leben ein neues Leben, nach dem Willen Jesu. Sie sind bereit das Kreuz Jesu täglich auf sich zu nehmen. Dass die Umkehr sowohl eine Abkehr von dem alten Leben und Hinwendung zu Jesus ist, zeigt sich an vielen Begegnungen, die Jesus gerade mit Sündern hatte. Dabei wird immer wieder deutlich, dass Jesus Menschen auffordert ihr altes, von der Sünde bestimmtes Leben aufzugeben und sich ganz der Herrschaft Gottes zu unterstellen, die nur durch den Glauben an ihn möglich ist (z.B. Markus 2,13-17; Lukas 19,1-10).

Nach Jesu Tod und Auferstehung begriffen die Apostel vollends dessen Bedeutung. Daher ist es nicht erstaunlich, dass sie den Ruf zur Umkehr als einen Ruf zur Hinwendung zu Jesus aufnahmen. In seiner ersten Predigt an Pfingsten erklärt Petrus den erstaunten Menschen, wer dieser Jesus ist, der gekreuzigt wurde und auferstanden ist. Seine Predigt berührte die Menschen derart, dass sie fragten, was denn nun zu tun sei. Petrus antwortet ihnen: *„Kehrt um, und jeder von euch lasse sich taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden“* (Apostelgeschichte 2,38a). Die Umkehr ist der Schlüssel, um Vergebung der Sünden zu empfangen und in Gemeinschaft mit Gott und seinem Sohn Jesus Christus zu kommen. Sie ist einmalig, wie die Antwort von Petrus zeigt. Dies macht auch die Formulierung *„auf den Namen Jesu“* taufen deutlich. Denn damals konnte der Name einer Person stellvertretend für diesen selbst stehen. Deshalb drücken diese Worte die Hinwendung, die uneingeschränkte und einmalige Übergabe des eigenen Lebens an Jesus Christus aus. Die Aufforderung des Petrus zeigt, dass die Bekehrung bzw. Umkehr immer aus zwei Dingen besteht, der Abkehr und der Hinwendung. Die Abkehr von dem alten, sündigen Leben und der Hinwendung zu Jesus, der durch seinen Tod die Sünde tilgt und ein vollkommen neues Leben ermöglicht. Daher fleht Petrus einige Verse später: *„Lasst euch retten aus diesem verkehrten Geschlecht!“* (Apostelgeschichte 2,40b).

Nach dem Zeugnis des Neuen Testaments



ist die Bekehrung/Umkkehr eine Abkehr und eine Hinwendung. Oder besser gesagt: Sie ist eine Abkehr von und eine Hinwendung zu. Die Umkehr, die von Jesus und den Aposteln verkündigt wurde, war eine radikale Abkehr von dem alten, durch die Sünde gekennzeichneten Leben und eine ebenso radikale Hinwendung zu Jesus. Ihre konsequente Folge findet diese Umkehr in der Nachfolge, die letztlich von ihr unterschieden, jedoch nicht von der Bekehrung losgelöst und getrennt werden kann.

3. Die Bedeutung von Bekehrung/Umkkehr für das Leben

Aus der oben dargestellten Verkündigung Jesu und der Apostel über die Umkehr (s.o. Punkt 2) können wir Folgendes festhalten:

- Die Bekehrung/Umkkehr ist ein einmaliges Ereignis im Leben eines Menschen.
- Sie ist eine Abkehr von dem alten Leben, das durch das Tun der Sünde gekennzeichnet war.
- Sie ist gleichermaßen eine Hinwendung zu Jesus, durch dessen Tod und Auferstehung allein die Vergebung der Sünde möglich ist und ein neues Leben beginnen kann.
- Auf die Bekehrung/Umkkehr folgt die Nachfolge, ein Leben, das durch das Tun des Willens Gottes und seines Sohnes Jesus bestimmt ist.

Die Bekehrung ist viel umfassender, als sie heute vielfach verstanden wird. Häufig entsteht der Eindruck, es ginge bei der Bekehrung „nur“ darum sein Leben Jesus zu geben oder zum Glauben zu kommen. Das Gewicht wird also sehr stark auf die „Hinwendung zu“ gelegt. Selbstverständlich ist das ein entscheidender Schritt. Zu

dieser Hinwendung gehört jedoch ebenso die „Abkehr von“. Denn dem Entschluss ein neues Leben mit Jesus zu führen, muss die Erkenntnis vorausgehen, ein Leben in Schuld und Sünde geführt zu haben, von dem man sich vollkommen und endgültig abwendet. Ein Bekehrter wird mit der gleichen Hingabe, mit der er Jesus liebt, die Sünde, die sein altes Leben ausgemacht hat, verachten. Denn nur so erkennen Menschen, dass sich Jesus nicht in das alte Leben integrieren lässt, sondern mit Jesus etwas vollkommen Neues, ein neuer Mensch, entsteht.

Christen leben inmitten der Welt. Sie kennen die vielen Versuchungen, die das alltägliche Leben in Schule, Beruf oder dem Zusammensein mit nichtchristlichen Freunden bereithält. Gerade diese Tatsache macht es so unabdingbar, die Bekehrung in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen und darüber zu sprechen. In dieser Hinsicht stehen Verkündiger der Gemeinde, seien es die Prediger oder Mitarbeiter in Teen-, Jugend-, oder sonstigen Kreisen, in Verantwortung. Nur darauf hinzuweisen, wie wichtig es ist Jesus anzunehmen, ist nicht genug. So würde zwangsläufig der Eindruck vermittelt, Jesus wäre eine „Zugabe“, die das Leben noch angenehmer macht. Bekehrung/Umkkehr ist jedoch weit mehr, als ein bloßes Dazunehmen. Sie ist der Beginn einer Neuschöpfung, in der das Alte zurückgelassen wird und Jesus etwas Neues schafft. Ein neues Leben, in dem Jesus der zentrale und kostbarste Besitz ist. Ein Leben, das auf festem Grund aufgebaut und daher tragfähig ist. Mit der Bekehrung entsteht nicht auf einmal ein neuer Mensch. Es ist jedoch ein entscheidender Schritt, der in die Nachfolge einmündet, in der man immer mehr Gottes Willen lieben und leben lernt.



4. Bekehrung als menschliche Entscheidung oder Werk Gottes?

Zum Schluss ist es wichtig, noch die Frage zu beantworten, ob die Bekehrung/Umkehr eine Entscheidung des Menschen oder aber das alleinige Werk Gottes ist. In den vergangenen Jahren hat es wiederholt Kritik gegeben, es sei falsch, davon zu sprechen, ein Mensch hätte sich bekehrt bzw. sich für Jesus entschieden. Vielmehr sei es die freie, vollkommen souveräne Entscheidung Gottes, wer zum Glauben kommt. Um diese Frage zu beantworten, lohnt sich ein Blick in die Apostelgeschichte, die uns von der Verkündigungspraxis der ersten Christen berichtet und ebenso darauf eingeht, wie Menschen zum Glauben finden.

a) Die Verantwortlichkeit des Menschen

An vielen Begebenheiten, die uns die Apostelgeschichte berichtet, wird deutlich, wie die Jünger davon ausgingen, dass der Mensch die Wahl hat, dem Umkehrruf zu folgen. Wir haben bereits auf die Pfingstpredigt des Petrus hingewiesen. Auf die Frage der Menge, was zu tun sei, antwortete er, sie sollten umkehren und sich auf den Namen Jesu taufen lassen, um Vergebung der Sünden zu empfangen (2,37-41). Er rief die Menschen also aktiv auf, dem Umkehrruf zu folgen. Damit hielt er sich an das Vorbild Jesu, der ebenfalls das Volk aktiv aufforderte umzukehren und ihr Leben zu ändern. Dieser Ruf zur Umkehr begegnet uns immer wieder in Predigten der Apostelgeschichte (u.a. in 3,19). Somit wird deutlich, dass der Mensch tatsächlich in der Verantwortung steht, den Umkehrruf zu hören und sein Leben an Jesus festzumachen.

b) Die souveräne Gnade Gottes

Gleichzeitig gibt die Apostelgeschichte immer wieder Hinweise darauf, dass es nicht der Mensch ist, der sein Schicksal in der Hand hält und die Fähigkeit besitzt, diese Entscheidung für Jesus zu treffen. So heißt es in 2,47b: „Der Herr aber tat täglich hinzu, die gerettet werden sollten“. Es kamen also nicht die zur Gemeinde, die sich dafür entschieden, sondern diejenigen, die nach dem Ratschluss Gottes gerettet werden sollten. Als Paulus in Korinth das Evangelium verkündigt und Widerstand erfährt, spricht Gott zu ihm: „... ich bin mit dir, und niemand soll dich angreifen, dir Böses zu tun; denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt“ (18,10). Gott wusste nicht nur von den Menschen, die sich in Korinth bekehren würden. Er hatte bereits diejenigen bekehrt, die Paulus durch seine Verkündigung rufen würde. Gott hatte bereits die Gemeinde geschaffen. Als Lukas über die Purpurchändlerin Lydia berichtet, sagt er auch, wie sie zum Glauben fand: „Und eine Frau mit Namen Lydia, eine Purpurkrämerin aus der Stadt Thyatira, die Gott anbetete, hörte zu; deren Herz öffnete der Herr, dass sie achtgab auf das, was von Paulus geredet wurde“ (16,14). Es war Gott selbst, der das Herz der Lydia öffnete, damit sie zum Glauben kam, nicht ihre vollkommen freie Entscheidung. Diese Stellen zeigen, dass die Bekehrung, zum Glauben zu kommen, ein Werk Gottes ist. Er ist souverän und unabhängig von menschlichen Entscheidungen.

c) Gottes Wort glauben und vertrauen

Wir finden in der Apostelgeschichte wie auch im übrigen Neuen Testament beide

Aussagen. Gottes Wort betont sowohl die Verantwortlichkeit des Menschen als auch die absolute Souveränität Gottes. Selbstverständlich fällt es uns sehr schwer diese beiden Aussagen zu vereinbaren. Daher gehen viele Christen den Weg, eine der beiden Positionen zu vertreten und die Stellen der Bibel, die dieser widersprechen, so umzuinterpretieren, dass ein logisches Ganzes entsteht. Christen, die auf die unbedingte Souveränität Gottes hinweisen, hegen so eine Abneigung gegen Aussagen wie „Ich habe mich bekehrt“ oder „Ihr müsst euch für Gott entscheiden“. Gleichermaßen haben viele Christen ein Problem, wenn davon die Rede ist, Gott würde Menschen erwählen, unabhängig von ihrer Entscheidung. Ich kann den (scheinbaren) Widerspruch zwischen der Verantwortlichkeit des Menschen und der vollkommenen Souveränität Gottes nicht logisch auflösen. Es ist m.E. jedoch dem Wort Gottes unangemessen, zu versuchen, alles unter den Hut der Logik zu zwingen, auch wenn dafür Stellen der Bibel uminterpretiert werden müssen oder unter den Tisch fallen. Sollten wir nicht viel mehr unsere eigene Begrenztheit zugeben und Gottes Wort sagen lassen, was es sagt? Gottes Wort sagt uns beides, indem es betont, dass der Mensch eine Verantwortung hat, den Ruf zur Umkehr nicht auszuschlagen. Es sagt uns ebenso deutlich, dass Entscheidungen des Menschen niemals Gottes Souveränität beeinträchtigen und es Gott selbst ist, der die Bekehrung schenkt. Jesus Christus als Herrn annehmen zu können, ist ein Grund zur demütigen Dankbarkeit, ein Ereignis, das uns zum Lob Gottes führen sollte.

Thomas Lauterbach



Thomas Lauterbach ist Gemeindeferent in der Gemeinde Hagen-Hohenlimburg.

Versuchen Sie, kreativ zu sein und passen Sie die folgenden Vorschläge der Zahl, dem Alter und Geschlecht Ihrer Kinder an.

WAS VÄTER UND KINDER ZUSAMMEN TUN KÖNNEN

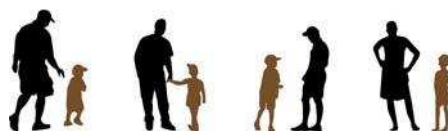
Aus: Josh McDowell, „die papa-connection“.
Mit freundlicher Genehmigung des Schulte & Gerth-Verlags.



- Alle zwei oder drei Monate hat jedes Kind eine „besondere Verabredung mit Papa“.
- Sonntagnachmittag ist Spieletag.
- Werkeln Sie zusammen im Haus, am Fahrrad oder am Auto.
- Kochen Sie ein ganz besonderes Essen für Mama. Die Kinder stellen das Menü zusammen und sind die Kellner (und räumen anschließend auch auf).
- Frühstücken Sie samstags zusammen.
- Basteln Sie etwas mit dem Kind, das seinem Alter entspricht, aber überlassen Sie dem Kind den Großteil der praktischen Arbeiten.
- Machen Sie eine Erkundungstour durch Wald und Wiesen.
- Gehen Sie über Nacht oder ein ganzes Wochenende lang gemeinsam zum Zelten.
- Backen Sie gemeinsam eine Riesenportion Kekse für alle Freunde Ihrer Kinder.
- Besorgen Sie zwei einfache Kameras und viele Filme. (Oder Digitalkameras). Machen Sie Schnapshots zusammen, und zwar drinnen und draußen. Suchen Sie gemeinsam die schönsten Bilder aus und stellen Sie eine Collage damit zusammen.
- Suchen Sie Bibelverse aus, die jedem etwas bedeuten, und lernen Sie sie zusammen auswendig. Sie können darüber reden, was Ihnen die Inhalte bedeuten. Als Belohnung für das erfolgreiche Lernen gibt es etwas Leckeres zu essen.
- Spielen Sie im Garten oder in einem Park Federball.
- Arbeiten Sie gemeinsam am Computer.
- Gehen Sie mit zum Sportverein oder zu besonderen Aktivitäten Ihres Kindes. Ermutigen Sie es und loben Sie es – aber nur, wenn es ehrlich gemeint ist. Kinder merken es, wenn Sie unehrlich sind.
- Entwerfen Sie zusammen einen Plan für den Garten und pflanzen Sie gemeinsam Blumen oder Gemüse.
- Fragen Sie Ihr Kind: „Was ist das Beste, was dir heute passiert ist?“
- Bitten Sie Ihr Kind, für Sie zu beten.
- Überlegen Sie zusammen eine Überraschung für Mama oder die Großeltern, z. B. ein Programm: „Dies ist dein Leben“ mit Dias und ihrer Lieblingsmusik.
- Erzählen Sie Ihren Kindern, warum Sie ihre Mutter lieben. Dann sagen die Kinder, wofür sie sie lieben. Schreiben Sie alle diese Gründe auf eine Riesenpostkarte. Die

Kinder dekorieren sie und überreichen das gute Stück an Mama.

- Organisieren Sie einen Abend mit anderen Familien, an dem jeder etwas beitragen muss. Führen Sie große und kleine Talente vor! Leihen Sie sich eine Videokamera aus, um das Können der kleinen Künstler für die Nachwelt aufzuzeichnen.
- Jeder erzählt beim Essen von seinem „peinlichsten Erlebnis“.
- Jedes Kind schreibt einige Gutscheine für gemeinsame Unternehmungen mit Ihnen, z. B. Eis essen, ein Fußballspiel ansehen, Bowling, Rad fahren, Pizza essen, eine Stunde ganz allein sein mit Papa. Als Regel könnte festgelegt werden, dass jedes Kind monatlich einen Gutschein einlöst.
- Lesen Sie gemeinsam ein Buch der Bibel und sprechen Sie anschließend darüber.
- Besuchen Sie gemeinsam ein Museum, das die Kinder interessiert. Manchmal merken Kinder auch erst im Nachhinein, dass so etwas sehr interessant sein kann. Geben Sie also nicht vorschnell auf, was den Besuch von Museen angeht.
- Besorgen Sie gemeinsam ein neues Parfüm oder Deo für Mama, das allen gefällt – hoffentlich auch Ihrer Frau.
- Finden Sie heraus, wo man Obst selbst pflücken kann, und machen Sie einen Familienausflug dorthin. Bedenken Sie, dass Mama die guten Sachen wahrscheinlich verarbeiten muss. Also lieber keine Alleingänge starten.
- Gehen Sie gemeinsam Kleidung für sich oder die Kinder kaufen. Lassen Sie sich von ihnen beraten. Das ist natürlich nervenschonender, solange die Kinder noch nicht im Teenager-Alter sind.
- Picknicks in jeder Form sind bei Kindern aller Altersstufen beliebt.
- Begleiten Sie Ihre Kinder zur Bibliothek; sie ist meist auch in den frühen Abendstunden



den offen. Informieren Sie sich über das Angebot und machen Sie die Kinder auf spannende Bücher aufmerksam. Lesende Kinder sind immer sinnvoll beschäftigt.

- Leihen Sie ein Aerobic Video aus und probieren Sie die Übungen gemeinsam. Das kostet vielleicht etwas Überwindung, tut aber der ganzen Familie gut.

- Gemeinsam Rad fahren und Drachen steigen lassen sollten zum Standard-Programm jeder Familie gehören.
- Schreiben Sie gemeinsam einen Brief an Oma und Opa oder eine andere geliebte Person und lassen Sie die Kinder aufzählen, was sie an ihnen schätzen und lieben. Die Großeltern werden begeistert sein und die Kinder lernen, Wertschätzung auszudrücken.
- Nehmen Sie sich Zeit, mit Ihren Kindern deren Lieblingssendung im Fernsehen anzuschauen.
- Pflücken Sie mit einem Kind für eine besondere Person einen Blumenstrauß im Garten oder auf der Wiese.



- Pflücken Sie einen Blumenstrauß für Ihre Tochter.
- Bauen Sie ein Bücherregal mit Ihrem Sohn. Auch für relativ Ungeübte ist das nicht zu schwierig.
- Veranstalten Sie einen gemütlichen Abend. Alle Lichter werden ausgeschaltet, möglichst viele Kerzen angezündet, und bei Popcorn und Getränken werden reihum Geschichten erzählt.
- Beten Sie zusammen für Menschen, die in Schwierigkeiten sind.
- Wie wär's mit Seifenblasen im Garten?
- Wenn Ihre Kinder mitmachen, üben Sie mit ihnen Rollenspiele oder kleine Theaterstücke zu besonderen Anlässen wie Weihnachten oder Ostern ein.
- Überraschen Sie Ihr Kind, indem Sie es von der Schule abholen und zu einem Restaurantbesuch oder Picknick einladen.
- Veranstalten Sie ab und zu einen „Ehrenabend“ für einzelne Familienmitglieder. Es gibt das Lieblingssessen der Person, und ihr Platz ist besonders geschmückt. Jeder in der Familie beendet den Satz: „Was ich besonders an dir mag: ...“
- Das Sonntagsgessen kann ab und zu besonders feierlich sein. Jeder zieht seine besten Sachen an, das schönste Geschirr steht auf dem Tisch. Das ist eine gute Gelegenheit, um „Etikette“ zu üben.
- Verbringen Sie einen halben Tag auf dem Flugplatz oder in einem Schiffshafen (ist vielleicht mehr für Söhne von Interesse).
- Fahren Sie mit Ihrem Sohn zu einem Fußballspiel seiner Lieblingsmannschaft.

UNTERSCHIEDE ÜBERWINDEN

... damit die Generationen zusammenbleiben!

Gott, unserem Vater, ist die Gemeinde äußerst wertvoll und wichtig. Er gab das Höchste, seinen geliebten Sohn, für sie in den Tod. Die Gemeinde ist das lebende Zeugnis in dieser Welt. In der Gemeinde offenbart er den vielfältigen Reichtum seiner Weisheit vor der sichtbaren und unsichtbaren Welt.

Deshalb darf es uns nie egal sein, wenn es in unserer Gemeinde Konflikte und Hindernisse im Miteinander – auch zwischen den Generationen – gibt. Sie müssen angesprochen und überwunden werden. Wo man sie einfach übergeht, hat die Gemeinde keine Zukunft. Da ist die Atmosphäre verdorben. Man treibt schließlich auseinander und verliert an Zeugnis- und Anziehungskraft und Substanz.

1. Die Generationen unserer Gemeinden

Um einander zu verstehen, fragen wir: Was prägt uns von Natur aus? Wie weit hat uns unser Herr in sein Bild verändern können?

Wie sieht das in den einzelnen Altersgruppen aus?

Die Jugend ist aufgeschlossen für Neues. Sie ist risiko- und experimentierfreudig, neugierig, ideen-reich, spontan und begeisterungsfähig. Besonders bei Projekten bringen sich junge Menschen engagiert ein. Viele Entscheidungen treffen sie emotional. Von daher sind sie unbefangen, leichtgläubig und leider auch manipulierbar. Es fehlt ihnen noch an Reife und Lebenserfahrung. Den Älteren gegenüber sind sie skeptisch. Sie prüfen sie schonungslos auf Echtheit und Ehrlichkeit, weil sie lohnende Vorbilder suchen. Leider wenden sie sich oft enttäuscht ab.

Die Senioren haben Lebenserfahrung. Damit aber nicht unbedingt geistliche Reife. Obwohl sie hier einen Vorsprung haben könnten, um jungen Menschen entscheidend zu helfen. Sie haben Routine und viele eingeübte Fähigkeiten. Gewöhnung, Vertrautheit und eingefahrene Gleise geben ihnen eine gewisse Sicherheit. Andererseits hat sie das Alter unbeweglicher gemacht. Das kann sich in Sturheit, Verslossenheit, Prinzipienreiterei und „oberlehrerhaftem“ Verhalten äußern. Ihr hohes Sicherheitsbedürfnis blockt Neues ab – aus Angst vor Unruhe und Pannen.

Das Mittelalter ist Bindeglied zwischen Jugend und Senioren. Diese Gruppe steht im harten Existenzkampf zwischen Familie, Beruf und Gemeinde. Viele Entscheidungen treffen sie rational. Dabei müssen sie den Spagat zwischen Jung und Alt schaffen und vermitteln. Naturgemäß ist ihre Blickrichtung mehr auf ihre Kinder als auf ihre Eltern ausgerichtet.

2. Die unterschiedliche Erfahrungswelt und Sicht

Was füllt unsere Gedanken aus? Was fordert der Alltag? Was sind unsere Pläne und Illusionen? Welchen Stil leben wir hinsichtlich Musik, Kleidung, Geschmack und Sprache? Wo sind Konfliktherde?

Die Jugend lebt in einer Welt der Medien, in der schnelle Reaktionen gefordert werden. Die dichte Informationsflut führt zu einer Inflation der Werte. Der Bezug zur Realität wird durch eine Scheinwelt verdrängt. Die Kommunikationstechnik macht sprachlos. Gleichzeitig wird in ihrer Welt des Pluralismus vieles relativiert und toleriert. Eigene Standpunkte vertreten, klingt fast verdächtig. „Tu, was du willst“ heißt die Parole. Freiheit und Gleichgültigkeit ist Trumpf. Und die Alten? Sie



schweigen dazu, weil es für sie zu anstrengend ist: die ständige Konfrontation. Sie haben Angst und nehmen sich keine Zeit zum Gespräch. Noch nie konnte eine Generation den Individualismus so rücksichtslos ausleben wie heute. Man braucht einander nicht. Die vielen Singles, kaputten Ehen und Familien drücken das aus. Autoritäten werden zwar angefochten; aber man fragt nach dem, der das Sagen hat, der Schutz und Geborgenheit, der Nähe und Wärme gibt.

Die Alten haben eine defensive Grundhaltung eingenommen und sich auf eine sichere Position zurückgezogen. Von dort beobachten und kritisieren sie die „böse Welt“. „Mach die Schotten dicht und halte am Bewährten fest!“, heißt ihre Devise. Sie haben Angst vor Konkurrenz und Verlust ihres Ansehens. Sie möchten alles so belassen und sich schonen. Sie haben resigniert und keinen Blick für die Zukunft. In der Gemeinde gibt man sich mit Äußerlichkeiten zufrieden. Hauptsache: man nimmt „seinen Platz“ ein und die Zahlen stimmen. Denn Wachstum ist anstrengend und zu risikoreich.

3. Gibt es eine Chance für die Gemeinde?

bei diesen Gegensätzlichkeiten. Ja! Gerade hier sind wir gefordert, Überwinder zu sein. Jesus Christus hat mit dem neuen Menschen die Einheit geschaffen: „*Nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Frau, (nicht Alte noch Junge) - wir alle sind eins in Christus*“ (lies Galater 3,28). In Wertschätzung und Hochachtung dürfen wir miteinander umgehen. Denn wir haben die Verheißung: „*Ich werde das Herz der Väter zu den Söhnen und das Herz der Söhne zu ihren Vätern umkehren lassen*“ (Maleachi 3,24). Unser Herr allein kann Beziehungen schaffen, die das Wohl des anderen suchen.

Den Jungen wird gesagt: „*Lerne gern von den Alten, und wo ein weiser Mann ist, schließe dich ihm an*“ (Sirach 6,35). Achte die Erfahrungen, die Weisheit und Würde der Alten. Denn wer den Alten nicht zuhört ist arm, kurzatmig, labil, flach - einfach modern! Deshalb ordnet euch den Älteren unter ... in Demut (siehe 1. Petrus 5,5). Zugegeben:

unserer Natur geht das gegen den Strich. Aber für den Geist - und für ein gutes Miteinander - ist es sehr heilsam und hilfreich.

Den Alten rät Gottes Wort: „*Verachte nicht die Jugend*“ (lies 1.Timotheus 4,12). Hier ist kein Raum für Arroganz, Positionskampf, Distanz und Unsicherheit. Da wird sich ein Älterer bei einem Jüngeren entschuldigen können, ohne dass ihm ein Zacken aus der Krone bricht - und umgekehrt. Man wird erkennen, dass gerade in der Unterschiedlichkeit der Generationen die bunte Vielfalt des Leibes Christi zur Entfaltung kommt.

4. Die geistliche Grundhaltung gibt praktische Hilfen

Das Vertrauen ist die Basis für eine gute Atmosphäre. Wir glauben an die gute Absicht des anderen, öffnen uns und teilen uns mit: Wir sagen, was wir tun, und tun, was wir sagen. Da werden wir nicht mehr hinter der Hand reden und manipulieren. Alle Heuchelei und distanzierte Verurteilungen hören da auf, wo man einander vertraut.

Die Freiheit werden wir dem anderen gewähren, weil wir ihn in seiner Würde vor Gott achten. Alle Versuche, ihn zu einer Entscheidung zu drängen, empfinden wir als unfair und zerstörerisch. Auch, wenn er nein sagt, werden wir ihn respektieren und nicht abstempeln.

Das Gespräch werden wir suchen und uns darin üben. Geduldig werden wir manches mehrmals sagen. Wir werden zuhören können. Wir scheuen keine Mühe, herauszufinden, wie er denkt, wo er steht, ob er uns verstanden hat. Wir werden fragend mit ihm reden, ohne dass er das Gefühl hat, ihn auszuhorchen. Wir werden Anknüpfungspunkte und sein „Schlüsselloch“ finden, damit wir sein Interesse wecken. Wir wollen ihm zum Nutzen sein, um ihn als Bruder zu gewinnen.

Die Annahme ist uns ja geboten in Römer 15,7. Vorbehaltlos, wie uns Christus angenommen hat. Mit Achtung werden wir den anderen sehen. Als ein Original seines Schöpfers - Brutto für Netto. Wir erkennen

seine Potentiale, seine Gaben für unseren Herrn. Nur im praktischen Umgang miteinander können wir das trainieren. Darum müssen wir ringen. Es fällt uns nicht von selbst in den Schoß. Distanzieren wäre wesentlich bequemer. Aber es bringt nichts und ist destruktiv.

Das Miteinander nicht im uniformierten Gleichschritt, sondern in der Ergänzung. Wir werden uns hüten, einander Sand ins Getriebe zu streuen. Wie Zahnräder ineinander greifen, werden wir bei aller Unterschiedlichkeit Energie zur Ehre Gottes übertragen. Deshalb sollten wir so viel wie möglich gemeinsam unternehmen und dabei einander ermutigen. Appelle nutzen wenig; aber gemeinsam konkrete kleine Schritte gehen, bringt uns voran. Wenn wir gut von dem reden, was wir erlebten, werden wir anziehend sein und ein gutes Image von unserer Gemeinde verbreiten.

Gottes Wort und Gebet sollte höchsten Stellenwert haben. Mit praktischem Lebensbezug wollen wir das Wort gemeinsam betrachten und weitergeben. Nichts eint mehr, wenn wir das pflegen, was unsere gemeinsame Mitte ist: Es hat Anziehungskraft, Überzeugungskraft und verändernde Kraft. Gottes Wort und gemeinsames Gebet schaffen Beziehungen, die aus dem Herzen und der Liebe kommen. Sie sind das Hauptinstrument, um hindernde Unterschiede in den Generationen zu überwinden.

Siegfried Lambeck

Siegfried Lambeck (68) ist Betriebswirt und Unternehmensberater. Er ist verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder. In mehreren christlichen und sozialen Werken ist er ehrenamtlich tätig.



... UND WIRD ABWISCHEN

Begleitung Sterbender

1. Tod und Sterben in der Bibel

In zahlreichen Stellen berichtet das Wort Gottes vom Ende des menschlichen Lebens durch den Tod. Dabei wird vielfach auf die Verantwortlichkeit zum Handeln hingewiesen (Psalm 90,12; Jesaja 38,1). Es wird vom Schrecken des Todes berichtet, aber auch von der Überwindung durch Jesus (1. Korinther 15,5 ff).

Jesus bereitet seine Jünger auf seinen Tod vor. In drei Leidensankündigungen, die seine Jünger zunächst nicht verstehen, spricht er davon. Gleichzeitig redet er von seiner Auferstehung.

Das Wissen um sein Leiden und um seinen Tod erleichtert ihm nicht das Leiden selbst. In Gethsemane sehen wir, wie Jesus ringt.

Leiden und Trauer

Eine weitere Frage ergibt sich in Bezug auf das Leiden in der Trauer, dem Abschiednehmen. Ist es in Gottes Willen, dass seine Kinder leiden? Sollten sie nicht über dem Schmerz stehen?

Für Sterbende ist es wichtig, Hoffnung zu haben. Jesus gibt uns eine konkrete Verheißung: „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen ... Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten“ (Johannes 14,2-3). Für alle, die an ihn glauben, ist dieser Tod nur der Durchgang zu einem neuen, ewigen Leben.

„Empfinden Christen den Schmerz des Abschiednehmens weniger schwer? ... Das kann und darf nicht so sein! Denn der Schmerz ist ... Ausdruck der Liebe, Zeichen einer lebendigen Verbundenheit. Wie könnte diese Liebe bei Christen geringer sein? Sind Christen herzloser als andere Leute? Wie könnte der Glaube ihr Weh neutralisieren dürfen? Es entspringt ja aus Verbindungen ... die Gott, der Schöpfer selbst stiftete. ... Nein, die Gegenwart Gottes, des Heiligen Geistes, hebt das Weh nicht auf, aber umschließt es schützend, schafft gehaltenen, behüteten Schmerz, umfriedete Trauer, bewahrt vor Verzweiflung. Gibt ein klares Wohin.“



S. Kettling¹⁾

2. Sterbephasen

In der Begleitung Sterbender kann uns die Kenntnis der verschiedenen Phasen eine große Hilfe sein. Am bekanntesten dürften wohl die Sterbephasen nach E. Kübler-Ross²⁾ sein. Diese „Phasen“ sind im aktuellen Geschehen nicht so abgrenzbar, wie es erscheint. Wichtig ist zu wissen, dass diese sehr unterschiedlichen Reaktionen natürlich sind. Unsere Aufgabe ist es, den Sterbenden in seiner jeweiligen Befindlichkeit zu erkennen, zu respektieren, sie mit ihm auszuhalten.

Nichtwahrhabenwollen und Isolierung

Die meisten Patienten reagieren auf die Erkenntnis ihrer bösartigen Erkrankung zunächst: „Ich doch nicht, der Arzt hat sich vertan.“ Es kann sein, dass jemand aus diesem Grund von einem Arzt zum anderen rennt, um sich selbst nicht eingestehen zu müssen, dass er sterben muss. Diese Reaktion kann auch im späteren Verlauf immer wieder auftreten.

Die Kranken stellen rasch fest, mit wem sie realistisch über ihre Krankheit und das drohende Ende sprechen können. Das kann dazu führen, dass die Umgebung die Fähigkeit des Kranken, sich mit seinen Aussichten abzufinden, sehr unterschiedlich beurteilt.

Zorn, Groll, Wut, Neid

Hinter diesen starken Emotionen steht die Frage: „Warum gerade ich?“ Dabei können sich die Ausbrüche in alle Richtungen ergießen. Niemand kann ihm etwas recht ma-

ALLE TRÄNEN



chen. Wir müssen uns bewusst machen, ob wir nicht ähnlich zornig wären in solcher Situation. Der Kranke braucht Verständnis, Zeit und Aufmerksamkeit. Dann wird er bald wieder ruhiger werden. Im Tiefsten weiß er, dass sich die anderen um ihn mühen. Vorhaltungen werden nur Widerspruch und Aggressionen neu wecken. Es wird ihn erleichtern, seinen Groll auszusprechen. Dann kann er die letzten Stunden gelassener hinnehmen.

Hoffnung, Verhandeln

Diese Phase ist oft sehr flüchtig. Der Kranke hofft, für sein „gutes“ Verhalten belohnt zu werden (längere Lebensspanne, Tage ohne Beschwerden und Schmerzen). Oft verbirgt der Kranke diesen Handel vor anderen Menschen. Er gilt nur zwischen ihm und Gott.

Trauer, Depression

Irgendwann kann der Kranke seine Krankheit nicht länger verleugnen. Es kommt das Gefühl eines schrecklichen Verlustes. Dabei geht es um zwei Bereiche:

- a) reaktive Depression: Verlust der äußeren Dinge, z.B. körperlicher Veränderungen, Geld (Behandlungskosten: betreffen die ganze Familie), es kann zu starken Schuldgefühlen kommen. Hier können wir unrealistische Scham- und Schuldgefühle verständnisvoll mildern.
- b) die zweite Form der Depression: der große Schmerz des endgültigen Abschieds von der Welt. Es geht um einen drohenden Verlust. Hier sind Aufheiterungen und Ermunterungen nicht mehr am Platz. Das könnte er als „Verbot“ auffassen, über sein nahes Ende nachzudenken. Er muss trauern dürfen. Wir sollten ihm erlauben, diesen Schmerz auszudrücken. Unsere Aufheiterungen und Ermutigungen können eine Flucht sein vor der eigenen Angst, uns diesen Gefühlen zu stellen.

Akzeptieren, Zustimmung

Der Kampf ist zu Ende. Der Patient hat alles sagen dürfen, hat Kampf und Wut usw. hinter sich gelassen. Er möchte immer länger schlafen, spricht nicht mehr viel. Oft

reichen Gesten zur Verständigung. Er hält unsere Hand und bittet schweigend, bei ihm zu sitzen. Für den, der keine Angst vor der Gegenwart Sterbender hat, können diese Augenblicke des Schweigens zur sinnvollen Kommunikation werden.

Der Kranke soll wissen, dass er nicht zu reden braucht, er darf erkennen, dass er nicht allein gelassen wird. Solch ein Besuch darf kurz sein. Es geht nicht darum, dass immer jemand anwesend ist, sondern dass er weiß, er wird nicht vergessen.

3. Körperliche und psychische Veränderungen

Grundbedürfnisse Hunger und Durst nehmen ab. Das Nachlassen einzelner Organe führt zu verändertem Bedarf. Es ist Aufgabe des Arztes und des Pflegepersonals, täglich neu abzuwägen, ob zusätzliche Flüssigkeitszufuhr Erleichterung bringt oder schadet. Gut ist es in jedem Fall, eine regelmäßige Mundpflege durchzuführen, d.h. die trockene Schleimhaut anzufeuchten mit Wasser, Tee. o. ä. Die Atmung verändert sich. Das bedeutet aber nicht, dass der Betroffene darunter leiden muss.

Schmerz

Durch die Palliativmedizin („Schmerztherapie“) gibt es heute große Möglichkeiten, Schmerzen zu lindern. Als Begleiter können wir uns erkundigen und dafür einsetzen.

Desorientiertheit

Sein Reden entspricht seiner eigenen Realität. Auseinandersetzungen und Diskussionen sollten vermieden werden. Wir sollten versuchen, seine emotionalen Bedürfnisse zu verstehen (z.B. Bedürfnis nach Nähe, usw.)

4. Begleitung

Schuld – Bekenntnis – Vergebung

Im Gespräch mit dem Sterbenden kann es vorkommen, dass er keine Ruhe findet, weil Schuld ihn quält, echte oder vermeintliche. Das sollten wir sehr ernst nehmen. Wenn wir selbst vor einem solchen Ge-

spräch zurückschrecken, können wir evtl. einen Besuch mit einer vertrauten bzw. kompetenten Person vereinbaren. Ist das nicht möglich, möchte ich Mut machen, diesem Gespräch nicht auszuweichen. Es ist ein Zeichen des Vertrauens, wenn sich der Kranke bei uns aussprechen möchte. Wenn er ehrlich bekennt (und das wird Gott entscheiden), wird ihm vergeben werden. Das können wir ihm mit dem Wort aus 1. Johannes 1,9 zusprechen.

Erinnerungen

An dieser Stelle möchte ich einige Gedanken über die Biographiearbeit äußern. Es ist eine Methode in der Gesprächsführung mit älteren Menschen, und dient zur Aufarbeitung und Erledigung von unvollendeten Aufgaben. Dabei wird Schritt für Schritt das Leben durchlebt. Da kann alte Schuld auftauchen, nicht geklärte Beziehungen. Nicht immer ist das schnell zu lösen. Manchmal lebt der Betreffende nicht mehr oder ist nicht erreichbar.

Das dauernde Wiederholen bestimmter Lebensphasen kann darauf hinweisen, dass hier noch etwas erledigt werden muss. Dann ist es wichtig, dass wir uns dieser oft unausgesprochenen Bitte stellen. Das Ausprechen kann schon Erleichterung bringen. Wir dürfen nicht in den Fehler fallen, eigene Ratschläge zu geben. Den Weg muss der Erzählende selbst finden. Indem wir zuhören, geben wir ihm die Freiheit dazu, unterstützen und ermutigen ihn. Dann kann er Vertrauen fassen, auch über verborgene Erlebnisse und Schuld zu sprechen.

Pflegen

Pfleglicher Umgang bedeutet letztendlich für einen anderen da zu sein, ihn zu unterstützen und zu begleiten, in Treue zu ihm zu stehen, ihn dort abzuholen, wo er sich in seinen Bedürfnissen befindet.

Eigene Grenzen und Bedürfnisse

In aller Not des anderen dürfen wir nicht unsere eigenen Bedürfnisse vergessen. Das wäre nicht nur für uns selbst schädlich, sondern könnte uns auch in unserem Dasein für den anderen hindern und schwächen.

Begleiten heißt

mitgehen, jemandem beistehen, das Geleit geben. Begleiten heißt daher für uns: sich neben jemandem in der eigenen Emotionalität, mit der eigenen Ohnmacht, dem eigenen Schweigen, der eigenen Hilflosigkeit und den Gefühlen der Sinnlosigkeit, spürbar machen ... Wir können mit ihnen ... versuchen, die nächsten, für sie möglichen Schritte zu besprechen, zu überdenken und zu formulieren. Die Entscheidung liegt immer bei den Betroffenen. Sie sind entscheidungsfähig, wenn sie

- *sich verstanden, getragen und gestützt fühlen;*
- *animiert und ermutigt werden, über ihre Gefühle zu reden;*
- *keine Wertungen und keine Ratschläge anhören müssen;*
- *ihre individuelle Trauer zulassen dürfen*
- *Bezugspersonen kennen, die Zeit haben und sich auch Zeit nehmen.*

aus: Zeit des Abschieds;
von Specht-Tomann/Tropper ³⁾

Nähe und Distanz

Um in der rechten Weise zuhören und helfen zu können, ist es wichtig, die richtige Balance zwischen Nähe und Distanz zu finden. Das macht es für Angehörige oft so schwer, weil die Nähe zu groß ist, um helfen zu können.

Psychohygiene / Zeiteinteilung

Es ist wichtig, verantwortlich mit unserer Zeit umzugehen. Wir müssen uns bewusst sein, was wir geben können, und wo wir nein sagen müssen. Nicht nur für uns selbst, auch für unsere Familien sind wir verantwortlich. Wenn wir uns vor der Übernahme einer Begleitung bewusst machen, was wir wollen und können, fällt es uns in der Arbeit leichter, Grenzen zu ziehen.

Wir dürfen nicht vergessen, dass wir selbst Zeit brauchen, um mit unseren eigenen Gefühlen fertig zu werden, uns ihnen zu stellen. Für mich persönlich besteht da eine ganz enge Verbindung mit der Zeit, die ich für meine Beziehung mit Gott investiere.

Bei Jesus erleben wir, dass er sich immer wieder zurückzog, um mit seinem Vater zu reden. Dort bekam er Weisung und Kraft.

Angehörige in der Sterbebegleitung:

Oft wird die Sterbebegleitung von Angehörigen übernommen. Da diese selbst Trauerarbeit zu leisten haben - der Sterbende ist ja ein Teil ihres Lebens - brauchen sie selber Hilfestellung, um dem ungeheuren Druck gewachsen zu sein. Wenn wir die Sterbebegleitung ganzheitlich sehen, ist es wichtig, dass wir uns auch der Menschen annehmen, die zu dem Leben des Sterbenden gehören.

5. Kommunikation in der Sterbebegleitung

Dieses Thema kann hier nur kurz angerissen werden. Zwei zentrale Begriffe zum Gelingen einer Kommunikation sind Kongruenz und Aktives Zuhören. Kongruenz, oder auch Authentizität, entspricht der Aufforderung an den Begleiter: „sei du selbst und teile dich so mit,

wie dir zumute ist“. Hier geht es um die Übereinstimmung der eigenen Worte mit dem Verhalten. Je besser uns das gelingt, umso besser kommt unsere Botschaft an. Vertrauen und Sicherheit können wachsen. Wenn wir dem anderen etwas vorspielen, was wir nicht wirklich empfinden, werden wir Schwierigkeiten haben, sein Vertrauen zu bekommen. Unser Gegenüber spürt das, durch unser Verhalten, unsere Blicke, unsere Unsicherheit und Ausflüchte. Das heißt nicht, dass wir alles, was wir denken auch unbedingt sagen müssen. (z.B. bei unheilbaren Erkrankungen). Es ist besser zu sagen, dass wir unsicher sind und auch keine Antwort wissen. Aktives Zuhören heißt, dem anderen in diesem Augenblick ganz zugewandt zu sein, auf ihn zu hören, evtl. nachzufragen, keine Urteile zu fällen, sondern das, was der andere uns sagt, zunächst einmal so stehen zu lassen. Es ist seine Realität und Empfindung.

6. Ermutigung

Keiner von uns hat den letzten und schwersten Weg bisher selbst durchleben müssen. Darum brauchen wir Weisheit und Kraft, um mit unseren Gefühlen fertig zu werden, aber auch das Erleben des anderen zu verstehen und ihm Beistand und Begleitung anzubieten. Das mag ihn ermutigen, seinen Weg, den er letztlich alleine gehen muss, getrost zu beschreiten. Dazu brauchen wir viel Gebet und die Hilfe unseres Gottes.

Renate Müller

Renate Müller ist Mitarbeiterin bei Persis - Referat Diakonie. Sie ist verheiratet mit Siegfried und wohnt in Ilmenau.



Fußnoten:

¹⁾ Siegfried Kettling, „Du gibst mich nicht dem Tode preis“, R. Brockhaus Verlag

²⁾ Elisabeth Kübler-Ross, „Interviews mit Sterbenden“ (ISBN 3-579-00960-5)

³⁾ Monika Specht-Tomann; Doris Tropper, „Zeit des Abschieds - Sterbe und Trauerbegleitung aus der Hospizbewegung“